Landes-
bibliothek
Coburg

Coburger Landes-Bücherei

Darstellungen

von

W. G. Becker.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Zweites Bändchen.

Leipzig 1798.

bei Voß und Compagnie.

H.S.C.S. BIBLIOTHEK
COBURG

Landes-
bibliothek
Coburg

Inhalt.

Die Alpenreise.

Die Brautwerbung.

Wer weiß wozu es gut ist.

Der Feierabend.

Die ästhetische Wirkung.

Die Alpenreise.

Die Alpenreise.

Dreizehn Seen? (rief ich mit Verwunderung aus) und sogar den Münsterthurm von Straßburg? — Letztern aber freilich nur an recht hellen Tagen und mit Hülfe eines guten Teleskops — erwiederte General Pfyffer, der durch sein vortrefliches Unternehmen, einen beträchtlichen Theil der Schweiz mit seinen Bergen und Thälern, nach verjüngtem Maasstabe, in ein Modell zu bringen, allgemein berühmt geworden ist.

Diese

Diese Aussicht möchte ich sehen! versetzte ich wieder. Das können Sie, sagte der General; und sogleich bot sich mir sein Schwiegersohn, Herr von Dürler, der schon damals das militairische Oberhaupt des Cantons war, zum Gefährten an. Der General belehrte uns nun vermittelst seines vortreflichen Werks über die ganze Lage des Bergs und über die Wege, die wir zu nehmen hatten, so, daß wir uns vollkommen darnach richten konnten. Sie werden aber wohl thun, erinnerte der General, wenn Sie nicht die hintere Felsenwand hinabklettern, sondern lieber auf der Abendseite wieder hinuntersteigen und den Berg umgehen, falls Sie in das Unterwaldner Gebiete wollen; denn jene Felsenwand ist zu steil und der Versuch zu gefährlich. Weder Herr von Dürler noch ich wollten jedoch von Ge-

fahr etwas hören. General Pfyffer bestellte uns seinen gewöhnlichen uud vorsichtigen Führer, der in der Gegend dieses Bergs wohnte, und wir ritten am folgenden Tage Nachmittags um vier Uhr von Lucern bis Herr-Gottswald, und gingen von da vollends zu Fuß bis ins Eigenthal, wo wir in einer Sennhütte über Nacht blieben. Da wir mit kalter Küche versehen waren, so ließen wir uns das, was wir hatten, recht wohl schmecken, und begaben uns zeitig zur Ruhe, weil wir uns den Morgen drauf sehr früh auf den Weg machen mußten.

Der Führer war befehligt, uns um drei Uhr zu wecken. Er that zwar seine Schuldigkeit, gab uns aber die äußerst unangenehme Nachricht, daß es regne, und daß wir den Berg nicht besteigen

könn-

könnten. Vielleicht hört es wieder auf, sagten wir betroffen. Es wird schwer halten, antwortete der Führer, die Fluevögel schreien gewaltig, und ihr Geschrei deutet immer auf böses Wetter. Kommt in einer Stunde wieder, sagten wir mißmuthig, und meldet uns, wie es mit dem Wetter aussieht. Da unser Wachen zur Veränderung desselben nichts beitragen konnte, so legten wir uns wieder aufs Ohr, und hofften um vier Uhr bessere Nachricht zu erhalten. Nachricht erfolgte auch wirklich zur bestimmten Zeit; aber sie klang wenigstens nicht viel besser. Es regnet zwar nicht mehr so stark, sagte der Führer, aber es regnet doch, und den Berg können wir einmal nicht besteigen. Und warum nicht, wenn es noch aufhören sollte? fragte ich verwundert. Weil der Weg viel zu schlüpfrig ist, ent-

gegnete der Führer, und man auf Abhängen und auf dem Schnee leicht ausglitschen kann. Mein Gefährte und ich waren indessen der Meinung, wir müßten unsern Versuch so weit als möglich treiben, und uns dann in unser Schicksal ergeben, wenn sich das Wetter nicht ändern sollte. Wir aßen daher unsre bestellte Milchsuppe, und machten uns auf den Weg.

Wir hatten noch eine gute Strecke über schöne Wiesen zu gehen, ehe wir eigentlich zum Steigen kamen. Der Regen war zwar nicht mehr so stark, aber er näßte doch gewaltig, weil er wie ein starker Nebel fiel. Der Führer that sein Möglichstes, um uns vom Ersteigen des Berges zurückzuhalten. Gesetzt, sprach er, Sie kämen auch glücklich hinauf, so

können

können Sie doch nicht zehen Schritte weit um sich her sehen. Wir kommen so hoch als es gehen will, gaben wir ihm zur Antwort, und nun wagte er es nicht wieder, uns Vorstellungen zu machen, die doch gewiß sehr gut gemeint waren.

Hier, meine Herren, müssen wir hinauf, sagte er nach einer Weile: folgen Sie mir nur getrost nach, aber geben Sie fein Acht, und sehen hübsch vor sich hin. Ich fand bald, daß dieß nöthig war. Der schmale Weg schlang sich ziemlich steil in Zickzack hinauf, und man hatte den Abgrund bald zur Rechten, bald zur Linken. Hie und da waren zwar Lehnen, allein sie waren ziemlich morsch. Auch wurde der Weg so schlüpfrig, daß wir alle Vorsicht anwenden, und uns mit unsern Stachelstöcken fest

einhän-

einhängen mußten, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten hinabzustürzen. Mit Verwunderung erfuhr ich, daß das Rindvieh von dieser Seite keinen andern Weg habe, um auf den Berg zu gelangen, als diesen, und daß es eine Seltenheit sei, wenn ja einmal eine Kuh verunglücke.

Wir kamen endlich ziemlich durchnäßt zu einer Sennhütte, und waren bemüht, uns am Feuer zu trocknen, das in einem Winkel der Hütte brannte, und worüber der Kessel stand, in welchem die gemolkene Milch geschüttet wird, um sie auf diese Weise in Käse umzuschaffen. Wir ließen uns wieder eine Milchsuppe machen, und überlegten indessen, was zu thun sei. Jedermann widerrieth uns, den Berg vollends zu besteigen; nur ein junger Kerl sprach uns Muth zu, und

erbot sich, uns zu begleiten. Als ich mich ein wenig getrocknet hatte, ging ich vor die Hütte hinaus, um mich ein wenig umzusehen. Sehr tröstlich war mir sogleich die Entdeckung, daß der Nebel etwas dünner wurde. Ich verfolgte einen Weg zur Linken, und ward durch eine Heerde von ein paar hundert Ziegen aufgehalten, die mich so eng umgaben, daß ich kaum einen Schritt vorwärts setzen konnte. Die Ziegen sind in den Wildnissen überhaupt sehr gesellig gegen den Menschen, und laufen oft einige Stunden weit mit, dahingegen die Kühe, welche auf den Alpen des Anblicks anderer Menschen, als ihrer Hirten, ganz entwohnen, oft sehr bös sind und in feindlicher Absicht herbeilaufen. Je dünner der Nebel nach oben zu ward, desto besser konnte ich nun die erstaunlich hohe

Felsenwand überschauen, die sich hinter der Sennhütte gerade empor hebt, und oben ein ziemliches Stück überhängt. Etwas über die Mitte hinauf ist eine Oeffnung in dieser Wand, die der Eingang einer Höhle zu seyn scheint, in welchem man eine colossalische Statue erblickt, die eine kühne Stellung hat, und vor deren linkem Beine ein Felsenstück liegt. Man hat dieser Statue, die auch in Schriften erwähnt wird, den Namen Dominique gegeben, und sich den Kopf darüber zerbrochen, wie sie in diese Oeffnung habe gebracht werden können. Vielleicht sind diese Träumereien weiter zurück gegangen, bis auf jene Zeit, wo dieser Felsen eine ganz andere Gestalt hatte. Ich nahm das Teleskop zu Hülfe, welches mir der General Pfyffer mitgegeben hatte, und entdeckte nun, daß die

ver=

vermeinte Statue ein bloßes Spiel der Natur sei. Der Stein, der vor dem muthmaßlichen linken Beine lag, machte die Täuschung vollkommen, und ohne ihn würde sie wohl nie Statt gefunden haben.

Da der Nebel nicht mehr so stark war, so beschloß ich mit meinem Gefährten den einen Gipfel des Bergs zu besteigen, wenn wir auch auf keine Aussicht Rechnung machen dürften. Unser Führer schüttelte den Kopf dazu und ging voran, und der junge Kerl, der sich zur Begleitung angeboten hatte, folgte hinterdrein. Wir fanden auf diesem Wege eine sonderbar gewachsene Kiefer, die gerade wie ein Kronleuchter aussah; denn die Aeste liefen alle in gleicher Richtung horizontal aus und waren dann recht-

winklicht wieder in die Höhe gewachsen. Nicht weit davon kamen wir auf einen geräumigen Platz, auf welchem der Blitz alle Bäume zersplittert hatte. Vermuthlich hatte das Gewitter am Berge zwischen den Bäumen selbst gelegen, und so diese Verwüstung angerichtet. Je weiter wir kamen, desto steiler wurde der Abhang, und endlich fanden wir an selbigem eine große Strecke weit nichts als Schnee, der von dem Regen und Nebel sehr glatt geworden war. Unsere beiden Führer gingen einige Schritte tiefer unter uns, um uns, wenn wir ja ausglitschten, gleich aufzufangen, und wir hingen uns gegen den Berg zu mit unsern Stachelstöcken ein, so gut wir konnten. Wirklich waren wir auch so glücklich, diesen gefährlichen Abhang ohne einen Mißtritt zurückzulegen, und nun

hatten

hatten wir nicht mehr so mühsam zu steigen, weil sich der Weg bis zum Gipfel langsam hinan drehete.

Es war gerade eilf Uhr, als wir denselben erreichten. Aber noch immer hielt der Nebel die Gegend um uns her verborgen. Doch die Führer machten uns Hoffnung zu heiterem Wetter, weil der Nebel außerordentlich geschwind in die Höhe stieg. Da es uns Allen nicht an Appetit fehlte, so ward beschlossen, unser Mittagsmahl zu halten; denn wir waren mit Wein und kalter Küche zur Gnüge versehen. Indem wir nun so damit beschäftiget waren, stieg der Nebel noch weit schneller in die Höhe, und auf einmal entstand eine Lücke in demselben, und auf der andern Seite bald darauf noch eine, durch welche wir schon den Sonnenschein

schimmern sahen, der über die Tiefen verbreitet war. In kurzem wurden dieser lichten Oeffnungen immer mehrere, und nun war es, als wenn eine Menge Schornsteine in die Höhe dampften, die aller Welt Garküche zu verkündigen schienen. Endlich sah man auch das Ende dieser Rauchsäulen, und — nun schildre sich, wer es vermag, das prachtvolle Schauspiel, was vor unsern Augen ausgebreitet da lag. Es war an sich selbst schon wichtig und reizend genug, aber die plötzliche Hinwegziehung des neblichten Vorhangs bewirkte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Lucern lag vor uns da, als wenn man hinein springen könnte, und war doch vier Stunden von uns entfernt. Man erblickt hier wirklich dreizehn Seen, und übersieht gegen Norden den ganzen Canton Lucern und

drüber hinaus eine erstaunliche Weite bis ins Nieder-Elsaß hinab. Die Luft war doch nicht so ganz rein, daß ich den Münsterthurm von Straßburg mittelst des Teleskops mit Zuverlässigkeit hätte entdecken können, ob es mir gleich so vorkam, als wenn ich ihn in Gestalt eines dünnen Zwirnfadens erblickte. Ferner übersah man den größten Theil des Vierwaldstädter Sees, den gegenüber stehenden Rigiberg und dahinter die Cantone Zugg und Zürich nebst den Einsiedlergebirgen, und dem Rigi zur Rechten den Canton Schweiz, weiter hin den gebirgigen Canton Uri, und aus demselben eine fürchterliche Kette von Bergen, von welcher der St. Gotthardt das Haupt zu seyn scheint, und die sich hinter dem Canton Unterwalden hinweg zieht. Wer von einer solchen Aussicht nicht gerührt wird,

dessen

dessen Gefühl muß eben so stumpf als seine Augen getrübt seyn.

Der Platz auf diesem einen Gipfel des Bergs ist eben nicht sehr geräumig und hängt etwas gegen Norden zu. Der junge Führer, den wir mitgenommen hatten, trat auf eine Spitze hinaus, die sich über den fürchterlichen Abgrund hinüber beugt, und jubelte den Kühreigen her. Es verging uns Hören und Sehen bei diesem Anblick, aber es half weder Bitten noch Drohen: er verließ seinen Platz nicht eher, als bis sein Gesang zu Ende war. Zuletzt legte er sich an den Rand des Abgrunds hin, und bog sich mit dem halben Leibe hinab, um uns Aurikuln von der Felsenwand zu pflücken, von denen ich hier dreierlei Arten, nämlich lichtblaue, braune und gelbe,

jedoch ohne alle Schattirungen, bemerkt habe.

Der Berg soll von seiner huthartigen Gestalt den Namen Mons pileatus bekommen haben, woraus durch den Sprachgebrauch Pilatusberg geworden ist. Viele gemeine Leute dieser Gegend glauben aber er habe ihn von Pontius Pilatus erhalten, der sich in den, westwärts gegen das Eigenthal, gelegenen kleinen See gestürzt und darin ersäuft haben soll. Daher ist es auch nach der Meinung dieser Leute gefährlich, einen Stein hineinzuwerfen, weil sonst gleich ein Gewitter darauf erfolge. Die drei Gipfel, aus welchen dieser hohe Berg besteht, der wahrscheinlich schon unter die Berge der zweiten Höhe gerechnet werden kann, sind ganz von einander getrennt, so, daß es

beinahe einer Tagereise bedarf, um von dem einen auf den andern zu kommen, ob man schon den einen Gipfel, das Wiederfeld genannt, welcher ganz aus Versteinerungen besteht, mit einem Flintenschuß erreichen kann. Alle drei Gipfel sind nackt; tiefer unten aber giebt es auf allen Seiten, wo die Felsenwände nicht zu steil sind, hohe Tannen und Forenbäume. Wendet man sich gegen Unterwalden, so sieht man zur Linken am Berge einen sonderbaren Felsenbau, der einige Aehnlichkeiten mit einem veralteten Castell hat. Als ich diesen sonderbaren Bau betrachtete, machte mich unser alter Führer auf einen sehr großen Raubvogel aufmerksam, der in weiter Entfernung von einem hohen Berge aufgestiegen war und sich gegen die Gebirge der Abtei Engelberg wendete. Es war ein

Lämmergeier, der wegen seiner Wildheit und Schüchternheit nur äußerst selten gesehen wird, und deswegen auch in wenig Vögelsammlungen anzutreffen ist. Ich hatte den Auftrag für einen geschossenen sechs Carolins zu bezahlen, aber ich konnte keinen erhalten. Bei der Abtei Engelberg, die doch auch mit zur freien Schweiz gehört, konnte ich meine Verwunderung über das sonderbare Gewirre der schweizerischen Staatsverfassungen nicht bergen; denn was kann auffallender seyn, als mitten in demokratischen Verfassungen einen geistlichen Staat zu finden, dessen Unterthanen Leibeigene sind?

Zwölf Uhr war schon vorüber, und unser alter Führer erinnerte uns, daß es Zeit sei, den Berg wieder hinab zu steigen, zumal wenn wir, wie wir schon

geäußert hatten, die Pilatushöhle besuchen und über Alpnach und Stansstadt zurückkehren wollten. Er machte auch wirklich schon den Anfang, an der Felsenwand, die ziemlich steil nach Unterwalden hinunter läuft, hinab zu klettern. Ich hielt es erst für einen Scherz von ihm; denn es schien mir unmöglich, daß ein Mensch an einer schroffen Wand von so erstaunlicher Höhe hinabzuklimmen vermöchte. Als aber der zweite Führer ebenfalls Anstalt dazu machte, so merkte ich freilich, daß es Ernst war. Herr von D. und ich sahen uns einander an, aber keiner von uns wollte weniger Muth verrathen als der andere, und so bequemten wir uns denn auch, uns an dem obern Rande anzuklammern und Ruheplätze für unsere Füße zu suchen. Die Führer, die sich in gerader Richtung unter uns befanden,

fanden, empfahlen uns die größte Vorsicht, und commandirten uns gewöhnlich, wo wir den rechten oder linken Fuß hinsetzen sollten; ja zuweilen hatten wir kaum einen Felsenzacken, auf welchem unsere Ferse ruhen konnte, und dann rutschten unsere Führer, die wie die Gemse zu klettern verstanden, uns auf ihren Schultern eine kleine Strecke mit hinab. Ich bin gewiß kein Freund von Übertreibungen ausgestandener Gefahren, und ich habe manche Bergreise in der Schweiz gemacht, die von Andern als sehr gefährlich geschildert worden ist, und die ich nicht so gefunden habe: aber diese Unternehmung war wirklich zu verwegen, denn sie war mit augenscheinlicher Gefahr verbunden; und ich kann eben nicht sagen, daß unsere Mühe dafür belohnt worden wäre. Bis gegen vier Uhr hingen wir,

bei großer Hitze, an diesem steilen Felsrücken, wenn ich ohngefähr eine Viertelstunde abrechne, die wir in der Pilatushöhle zubrachten, deren Eingang ebenfalls mit großer Gefahr verbunden war, weil die Oeffnung mitten in der Wand ist, und Wasser aus derselben herausläuft, wodurch sie von allen Seiten sehr schlüpfrig wird. Da dieses ganze Wagniß auf Besuchung dieser Höhle abgesehen war, so mußten wir doch sehen, wie wir hineinkamen. Der junge Führer schwang sich zuerst hinein, und reichte uns dann den Arm, daß wir uns ebenfalls besser hinein schwingen konnten. Die Einwohner der Gegend wissen viel von dieser Höhle zu fabeln; sie bilden sich ein, daß man in derselben wirklich trommeln und pfeifen höre. Unser Abentheuer wurde also bloß bestanden, um die Ursache

dieses

dieses Vorgebens genauer zu untersuchen, und dazu munterte mich die Entthronung des Dominique in der vordern Felsenwand nicht wenig auf. Als unsere Laterne angezündet war, so krochen wir in der Höhle, in welcher von oben lauter lockere Felsenstücke den Einsturz droheten, in dem Wasser fort, bis uns endlich der Felsen in den Rücken schnitt. Da vernahmen wir dann, daß ein Wasserfall in dem Innern des Felsens jenes Geräusche hervorbringt, welches für Trommel- und Pfeifenton gehalten wird. Weiter ist in der Höhle nichts merkwürdiges, außer etwa die sogenannte Mondsmilch, die darin tropft, und sogleich zu einer kalkartigen Erde wird, so bald man sie an die Luft bringt. Da es sehr kalt darin war, so hielten wir uns auch nicht lange auf. War es schwer gewesen, in

die Höhle hinein zu kommen, so war es nun des Wassers wegen noch schwieriger, wieder heraus zu kommen. Unsere beiden Führer leisteten uns jedoch gute Hülfe. Indessen waren wir sehr froh, als wir uns wieder mit gewöhnlichem Klettern behelfen konnten. Wir trafen bald auf eine Sennhütte, wo wir vergeblich frische Milch zu erhalten hofften, und wurden mehrere Heerden Kühe gewahr, die uns eben nicht freundlich begrüßten. Dieser Berg, der in den untern Gegenden vortrefliche Viehweiden hat, soll während des Sommers allein über 4000 Stück Rindvieh ernähren, ohne die Ziegen und Schaafe zu rechnen. Gewöhnlich bleiben die Hirten von der Mitte des Mai bis auf den St. Gallustag auf hiesigen Alpen. Da nicht jeder von ihnen einen eigenen Alp hat, so be-

zahlt

zahlt ein Senn, der etwa 25 Kühe besitzt, dem Eigenthümer des Alps 250 Gulden für benannte Zeit.

Erst um sieben Uhr des Abends waren wir, ohne uns weiter aufgehalten zu haben, wieder am Fuße des Bergs; und da H. v. D. den andern Vormittag der Versammlung des großen Raths beiwohnen wollte, und ich in Unterwalden schon einige Male gewesen war, so schifften wir uns noch diesen Abend bei Alpnach ein, ließen uns auf Lucerner Grund und Boden aussetzen, und gingen dann vollends zu Fuße nach der Stadt, weil wir zu Wasser viel später angekommen wären. General Pfyffer verwunderte sich über unsere Verwegenheit: doch sie war gelungen, und ich wußte mich in der That nicht wenig damit — denn ich dachte

nicht

nicht daran, daß sie um so thörichter genannt zu werden verdiene, je weniger dabei eine wichtige Absicht zu erreichen gewesen war.

Das Klettern auf Bergen war mir freilich sehr angenehm geworden; und wer einmal hinein kömmt, kann sich selten wieder heraus finden, so lange er gesunde Beine hat und hauptsächlich darauf ausgeht, sich an den erhabenen Schauspielen der Natur zu vergnügen. Es geht ihm, wie dem Ehrgeizigen, der sich immer höher zu schwingen trachtet, nur mit dem Unterschied, daß dieser nicht selbst wieder ans Hinabsteigen denkt, jener aber gern von dem erstiegenen Berge wieder in ein wirthliches Thal hinunter blickt, das ihm Erholung und Ruhe verspricht.

Ich hatte kaum von meiner beschwerlichen Reise über den Pilatusberg ein wenig ausgeruhet, als ich beschloß, auch dem Rigiculm einen Besuch zu machen, und bei dieser Gelegenheit noch einige interessante Gegenden zu bereisen. Die kleine Republik Gersau, die am Fuß des Rigi liegt, war ebenfalls mit in meinem Plane begriffen, und kostete mir nur einen halben Tag mehr. Mein gefälliger Wirth besorgte mir eine Gondel und einen Führer, der aus Gersau war, und so schifften wir uns beide des Morgens bei guter Zeit ein.

Wer noch nie auf dem Meere gewesen ist, weiß sich mit einer langen Wasserfahrt auf einem Schweizer See breit genug zu machen. Es ging mir damals nicht anders, wiewohl ich den Vierwaldstädter

städter und so manchen andern See schon befahren hatte. Auf einer großen Wasserfläche hinzuschweben, bleibt immer ein wichtiges Ereigniß, und die Gegenden umher in voller Ruhe aus ihrem eigenen Spiegel zu beschauen, ein sehr angenehmes Schauspiel. Besonders von Lucern aus hat man auf allen Seiten vortrefliche Ansichten; und hier, wo der See sich zur Rechten nach Unterwalden, und zur Linken nach der Gegend von Küßnacht erstreckt, ist dieser schöne Wasserspiegel in der That von beträchtlicher Breite.

Es war nun das dritte Mal, daß ich diesen See befuhr, und die Gegenstände um mich her waren mir noch interessanter geworden. Zur Rechten der stolze Pilatusberg mit seinen isolirten Spitzen, bei dessen Anblick mir alle Gefahren

fahren wieder gegenwärtig waren, denen ich mich ausgesetzt hatte, und an die ich nun mit Vergnügen zurück dachte! Gegenüber zur Linken der minder hohe und freundliche Rigiberg, dessen Spitze ein noch angenehmeres Schauspiel verspricht als die Zacken des Pilatusberges, weil seine Lage freier ist, und die hohen Gebirgsketten sich mehr um ihn herumziehen! Vor sich der geräumige See, der sich zwischen bewachsenen Bergen durchdrängt, und immer schmäler wird, je näher man den Gegenden kömmt, wo die drei Helden aus Schweiz, Uri und Unterwalden den ersten Bund beschworen! Und nächst diesen Hauptparthien so manche untergeordnete, die das Auge anziehen, so manche malerische Landschaft, so manches wichtige Plätzchen in dieser Wiege der schweizerischen Freiheit!

Für

Für Reisende, welche diesen See einige Zeit nach mir befuhren, hat Abbé Raynal die Aussicht umher mit einer Merkwürdigkeit vermehrt — mit einem Denkmal für jene drei Verschworne, welches er damals zu errichten beschloß, als ich kurz vorher eine Alpenreise mit ihm machte, und über den nämlichen See nach Lucern, wo wir uns trennten, in seiner Gesellschaft zurückkehrte. Dieses Denkmal war wenigstens gut gemeint; aber wie kleinlich muß es nicht gegen die großen Massen umher erscheinen, die alle eben so viele Denkmäler eines und eben desselben Gegenstandes sind. Hätte es für die Schweizer eines solchen Denkmals der Kunst bedurft, so giebt es einen Ort, wo es die treffendste Wirkung gethan haben würde, und auf den ich den Abbé Raynal in dieser Hinsicht damals auf-

aufmerksam machte. Weiter oben, wo sich der See, unweit von Wilhelm Tells Capelle, rechts nach Altorf, dem Hauptflecken des Cantons Uri, hinumdreht, ragt an der Bergecke, nicht sehr fern von den drei Brunnen, wo der Bund soll beschworen worden seyn, ein isolirter pyramidenartiger Fels aus dem See empor, hinter welchem das Wasser wegspühlt. Dieser Fels, der gleichsam gegen alle drei alten Cantone gerichtet ist, würde, wenn er durch die Kunst etwas mehr Form und eine einfache Inschrift erhielte, das passendste Denkmal des schweizerischen Freiheitsbundes seyn. Aber wozu bedarf es da eines Denkmals, wo selbst das Kind, sobald es der Wiege entlaufen ist, alle Umstände jener Stiftung mit Namen und Jahrzahl an den Fingern herzuerzählen weiß? In jedem Busen klopft dieses Gefühl

fühl empor, und es scheint, als ob noch manches Jahrhundert vergehen könne, ehe dieser schwärmerische Geist von den Einwohnern dieser Felsenklüfte weichen werde.

Wahr ists, daß die durch die ruhmwürdigste Tapferkeit erworbene und durch die Zeit geheiligte Freiheit für die Bewohner dieser Gegenden in vielem Betracht ein wirkliches Guth ist: aber ein großer Theil dieser errungenen Freiheit besteht in der Einbildung, und wie viele Beispiele von demokratischem und aristokratischem Despotismus lassen sich nicht in allen Cantonen der Schweiz auffinden! Diesen Bergbewohnern scheint jedoch die Freiheit eigenthümlich von der Natur selbst bestimmt zu seyn. Auch der Aermste fühlt sich dadurch reich; und der Reichste

würde beinahe verarmen, wenn er die Lasten eines großen Staats bei der Armuth seines Bodens in jetzigen Zeiten sollte tragen helfen. Lächeln muß man indessen über den Argwohn, die Eifersucht und den Nationalhaß dieser Leute gegen Alles, was Oesterreichisch heißt. Es scheint, als ob sie täglich Feindseligkeiten zu besorgen hätten, so rege ist ihre Wachsamkeit oder vielmehr ihre Schwärmerei, die denn aber doch mit Billigkeit beurtheilt zu werden verdient. — O ihr könnt ruhig schlafen, gute Leute! Eure Ländchen können das nicht zollen, was die nöthigen Einrichtungen, euch zu beherrschen, kosten würden, und sind die sichersten Festungen für euren fürchterlichen Nachbar wider einen mächtigen Feind, ohne daß sie ihm einen Batzen kosten.

Unter ähnlichen Unterhaltungen mit meinem Begleiter und den beiden Schiffern, die mich sehr angenehm beschäftigten, waren wir in dieser romantischen Gegend auf unserer Gondel ein gutes Stück vorgerückt. Romantisch ist diese Gegend in aller Absicht; sie ist es durch ihre Lage, und ist es durch ihre Bedeutung für die Geschichte dieses interessanten Landes. Jede Gegend erinnert hier an das heroische Zeitalter der Schweizer, das, in dieser Rücksicht, neben der Heldenperiode Griechenlands glänzet, und weiset noch über dasselbe hinaus auf die fabelhafte Zeit, wo Wilhelm Tell sich zuerst der Tirannei widersetzte, und vielleicht den ersten Keim zur Freiheitsliebe in den Gemüthern seiner Nachbarn pflanzte. Erinnerungen wie diese, Beispiele von Patriotismus wie der eines

Winkelried, Beweise von altgriechischer Tapferkeit wie gegen Karl den Kühnen von Burgund, wie gegen Ludwig XI. als Dauphin, wie bei Sempach und in vielen andern Schlachten, durch welche die Schweizer die ungleich mächtigern Feinde in Schrecken versetzten, sie mochten siegen oder sterben — solche Erinnerungen dringen Bewunderung ab, und machen den Schauplatz, von welchem alles das ausging, gewiß eben so merkwürdig, als es die romantischen Spuren des alten Roms oder Griechenlands sind.

Indessen näherte sich eine Gondel, die wir schon lange von weitem gesehen hatten, und die den Weg nach Lucern nahm. Schon begrüßten sich einander die Schiffer; und wie angenehm war die Überraschung auf beiden Seiten, als ich

von zwei Reisenden meinen Namen nennen hörte, und zwei Freunde in ihnen erblickte, die ich hier zu finden nicht vermuthet hätte. Sie sprangen sogleich zu mir über, und unsere Freude war um so herzlicher, je unerwarteter unser Wiedersehen in einem fremden Lande und in einer so romantischen Gegend war. Wir hatten uns das Wesentlichste unserer Geschichte, seit wir uns nicht gesehen hatten, sehr bald mitgetheilt, und besprachen uns nun über die Gegenden, die wir gesehen hatten. Meine Freunde kamen aus Italien, und waren von Mailand über den Lago maggiore, durch das Livinerthal, und über den St. Gotthardt gekommen, eine Reise, die ich zwei Jahre vorher in Gesellschaft eines Basler Freundes hinwärts ebenfalls gemacht hatte. Wir erinnerten uns der herrli-

chen Aussicht vom Dom in Mailand, der borromäischen Inseln, des schönen Lago di Lugano, einiger herrlichen Parthien des Livinerthals beim Latifer und unterhalb Airolo, und dann der schönen Bergstraße vom St. Gotthardt herab mit der Teufelsbrücke, und den rauschenden Fällen der stürzenden Reuß, nebst noch andern Berggewässern, die letztere in ihr felsiges Bette aufnimmt. Wir besprachen uns darüber wohl eine Stunde, und ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß es in aller Absicht noch weit interessanter sei, die nämliche Reise hinwärts als herwärts zu machen. Endlich erinnerten uns die Schiffer, daß wir doch nicht auf dem See bleiben könnten; und da wir ganz entgegengesetzte Wege zu nehmen hatten, so schieden wir unter den herzlichsten Umarmungen aus ein-

ander, und winkten uns noch so lange mit den Schnupftüchern zu, bis die Entfernung diese Begrüßungen unkenntlich machte.

Nach einer halben Stunde befand ich mich dem Flecken Gersau ziemlich nahe, und ohngefähr in der nämlichen Richtung, von welcher Franz Schütz, jener große verstorbene Zeichner, ihn mit seinem bewachsenen Berge und den auf demselben hie und da zerstreuten Hütten aufs Papier brachte. Dieses Unternehmen hätte damals sehr übel ablaufen können, denn vermuthlich hielt uns ein argwöhnischer Republikaner für kaiserliche Ingenieurs, und schoß auf uns. Zum Glück pfiff die Kugel neben der Gondel vorbei, und wir ruderten eilig ans Land, ohne jedoch eine Spur unsers geheimen Scharf-

schützens entdecken zu können. Dießmal lief alles eben so ruhig ab, als die ganze Fahrt, deren Ausgang beim ersten Mal durch ein heftiges Gewitter mit Sturm sehr mißlich gewesen war. Denn gewisse Gegenden auf diesem See sind allerdings bei großem Sturme um so gefährlicher, da die Fahrzeuge sehr schlecht sind, und man wegen der steilen Felsenwände nicht überall anlanden kann. Die ganze Kunst der Schiffer ist dann nur darauf gerichtet, daß die Gondel nicht in Gefahr kömmt, an eine Felsenwand geschleudert zu werden.

Es war mir in mancherlei Hinsicht interessant, mich in diesem kleinen Freistaate zu befinden, welcher den See und den dicht hinter dem Flecken gelegenen Berg, der nur eine Stufe des Rigibergs ist, zu Grenzen hat. Man rechnet die

Bevöl-

Bevölkerung dieses souverainen Staats, der sich bloß um mehrerer Sicherheit willen unter den Schutz des Cantons Schweiz, seines nächsten Nachbars, begeben hat, in allem auf 900 bis 1000 Personen, wovon aber kaum die Hälfte im Flecken selbst wohnt. Die übrigen Einwohner sind in Berghütten vertheilt, haben aber einerlei Rechte mit jenen. Gersau hat einige gute Gebäude, worunter hauptsächlich die Kirche und das Gemeindehaus zu rechnen sind. Auch giebt es wohlhabende Leute da; denn der Speditionshandel ist wegen der Waaren, die über den St. Gotthardt nach Italien gehen oder aus Italien kommen, nicht unbeträchtlich. In den ältesten Zeiten stand diese kleine Landschaft, wie alle benachbarte, unter Oesterreichischer Herrschaft; nachher war die gänzliche Gerichtsbarkeit mit allem Zubehör,

entweder durch Verpfändung, oder durch Überlassung, an die Edlen von Moos in Lucern gekommen, von welchen sich die Einwohner 1390 um 690 Pfund loß und frei gekauft haben. Uri, Schweiz und Unterwalden hatten sie aber schon 1315 mit in ihren Bund gezogen, und als endlich Lucern dazu trat, so wurde Gersau 1359 in denselben vom neuen aufgenommen. Freilich mußte es darauf in den Kriegen auch Mannschaft stellen, und wir finden die Gersauer bei einigen Schlachten, wo sich die Schweizer ungemein tapfer hielten, 1386 bei Sempach und 1531 bei Cappell; sie bilden sich aber auch nicht wenig darauf ein, und thun, als wenn sie beständig zum Kriege bereit wären. Die Verfassung dieser kleinen Republik ist, wie sich leicht erwarten läßt, ganz demokratisch. Die Häupter, deren

es fünf giebt, und welche die Titel: Landammann, Statthalter, Seckelmeister, Landweibel und Landschreiber führen, imgleichen die Rathsherren, deren Anzahl sich eigentlich auf 9 beläuft, werden an dem jährlich gehaltenen Gemeindetage gewählt. Bloß das oberste Haupt, der Landammann, bleibt zwei Jahre in seinem Posten; die übrigen werden alle Jahre neu erwählt. Bei wichtigen Vorfällen werden die Rathsglieder verdoppelt und auch wohl verdreifacht; letzteres findet hauptsächlich bei Criminalsachen statt.

Ich brachte hier den Mittag zu, sah mich ein wenig um, und erkundigte mich nach allem, was mir wichtig war. Da ich aber auch an diesem Tage noch gern die Aussichten vom Rigiberg genießen wollte, so machte ich mich nach dem Essen

mit

mit meinem Führer zeitig auf den Weg; denn ich hatte noch vier Stunden bis ans kalte Bad, wo ich übernachten sollte. Wir stiegen allmählig in die Höhe, und als ich eben in einer großen schattigen Parthie verweilte, holte uns ein junger Bauer ein, der ohngefähr zwanzig Jahre haben mochte. Sein offnes natürliches Betragen gefiel mir eben so sehr als seine gute Gestalt und Gesichtsbildung. Er blieb bei uns stehen, besah mich vom Kopf bis auf den Fuß, und fragte dann meinen Führer ganz laut, wer ich wohl sei, und was ich hier wolle. Die Frage war an sich sehr natürlich, weil dieser Weg gewöhnlich nur von Einheimischen betreten wird, und man weder auf den Rigiberg, noch nach dem Flecken Schweiz, seinen Weg über Gersau nimmt. Da er hörte, daß ich den Rigi besteigen wollte,

so konnte er seine Verwunderung nicht bergen, warum ich nicht einen nähern Weg genommen, und gerade diesen gewählt habe. Es war sichtbar, daß ein republikanischer Argwohn in ihm aufstieg. Ihr seid gewiß ein Kaiserlicher, sprach er mit einigem Trotze, und wollet sehen, wie den Gersauern beizukommen sei? Nein, sagte ich, so nahe Nachbarn sind wir eben nicht, ob ichs gleich wünschte, um öfters einen Sprung in die Schweiz machen zu können. Nun, wo seid Ihr denn her, wenn Ihr kein Kaiserlicher seid? fragte er weiter. Aus Sachsen, erwiederte ich: Ihr werdet doch von Sachsen gehöret haben? Nein, davon habe ich noch nichts gehört, war seine Antwort: aber Ihr redet ja deutsch; liegt denn Sachsen auch bei Deutschland? Ja wohl, sagte ich, es liegt auch in Deutsch-

land, und ist eine der schönsten Provinzen des deutschen Reichs. Nun so müßt Ihr ja ein Kaiserlicher seyn, versetzte er dagegen, denn der Kaiser ist ja das Haupt des deutschen Reichs. — Ich gab mir Mühe ihm das zu erklären und die Vereinigung der Eidgenossen kam mir dabei recht gut zu Statten: er hörte mir auch mit der größten Aufmerksamkeit zu, nur konnte er nicht begreifen, wozu wir einen Kaiser brauchten, und warum wir seiner nicht los zu werden suchten. Auch hierüber suchte ich ihn so viel als möglich zu verständigen, aber seine Vorurtheile hatten viel zu tief gewurzelt, als daß es mir damit hätte glücken können: er schüttelte den Kopf und blieb bei seinem Satze.

Unter diesen Gesprächen waren wir eine ziemliche Strecke fortgestiegen. Der

Führer

Führer mischte sich nicht viel darein, aber der junge Mann war sehr neugierig. Die erste Frage, die er nun an mich that, war, ob wir itzt keinen Krieg hätten. Nein, sagte ich, wir leben itzt, Gott sei Dank! mit unsern Nachbarn in Friede. Er schien an meiner Aeußerung kein sonderliches Behagen zu finden, und wünschte sich Krieg, um seinen Muth gegen die Oesterreicher zu zeigen. Was ich ihm auch wider das traurige Gefolge des Kriegs, das ihm freilich unbekannt war, sagen mochte, schien doch immer nicht viel Eindruck auf ihn zu machen. Ich gab mir daher Mühe, ihm ein recht lebhaftes Bild davon zu entwerfen, und nun neigte sich sein kriegerischer Geist zu sanfteren Empfindungen; wenigstens schienen Heldenmuth und gutes Herz mit einander in Kampf zu gerathen. Er begriff doch nun

mein

mein nachdrückliches „Gott sei Dank!“ was ich vorhin geäußert hatte, und ließ es gut seyn. Ja, es schien sogar, als ob er seinen erweichten Gefühlen wieder mit Erinnerungen aus der Heldenzeit seiner Vorfahren zu Hülfe kommen müsse, denn der gute Mensch war ganz weichmüthig geworden. Ich sprach daher mit einiger Wärme von seinen tapfern Vorfahren, und die Bekanntschaft, die ich mit den Begebenheiten jener heroischen Epoche verrieth, gewann mir sein ganzes Herz. Es that ihm wohl, daß er sich mir begreiflich machen und über alles, was darauf Beziehung hatte, mit mir sprechen konnte. Als er dann vollends hörte, daß ich fast alle jene berühmte Schlachtfelder mit eignen Augen gesehen, und ihm nun vom Beinhause bei Murten erzählte, und was ich im Berner

hause von Helmen und Harnischen aus jener siegreichen Schlacht gefunden; da schlug er mit traulicher Wärme seinen Arm um mich herum, und nahm sich fest vor, eine Wallfart zum Beinhause bei Murten zu machen, und dann jene herrliche Überbleibsel im Berner Zeughause zu besehen, wohin er noch niemals gekommen war.

Nachdem wir eine Weile zwischen hohen und starken Bäumen fortgegangen waren, und uns etwas links geschlagen hatten, kamen wir auf einen lichten Platz, von welchem ich eine angenehme Aussicht auf den Vierwaldstädter See und die benachbarten Gebirge hatte. Ich überließ mich diesem einladenden Schauspiele einige Zeit lang, und bemerkte erst, als mein junger Republikaner mir auf eine Frage

die Antwort schuldig blieb, daß er nebst dem Führer unter einem benachbarten Baume vor einem geheiligten Bilde kniete. Es dauerte nicht lange, so stand er wieder neben mir. Ihr seid doch auch katholisch? fragte er mich mit treuherziger Besorgniß. Nein, sagte ich; ich bin zwar eben so gut ein Christ, wie Ihr seid, aber nach euern Begriffen bin ich ein Ketzer, denn ich gehöre zu den Protestanten. Diese Antwort kam meinem jungen Freunde ganz unerwartet, und man sah ihm an, daß es ihm sehr zu Herzen ging. Also seid Ihr auch calvinisch gesinnt, sprach er mitleidig, wie die Züricher und Berner? Auch das nicht, erwiederte ich ihm: ich bin eigentlich ein Lutheraner. Wie? Was? ein Lutheraner! rief er mit Erstaunen aus, und besah mich vom Kopf bis auf den Fuß: wie? Ihr seid ein Lutheraner

theraner? — Nun ja, entgegnete ich ihm, was denkt Ihr euch denn unter einem Lutheraner? — Er blieb mir die Antwort schuldig, denn diese Entdeckung beschäftigte ihn zu sehr. Das ist doch, bei Gott, Schade! rief er in seinem schweizerischen Dialecte aus, stieß mit dem Ellbogen an den Arm meines Führers, und sah ihm ins Gesicht, was er dazu meine. Bei Gott, das ist Schade! widerholte er noch einige Male, und der gute Mensch schien nicht wenig um mich bekümmert zu seyn. Wäre ich ein Calvinist gewesen, so hätte er es noch hingehen lassen, denn er wußte wohl, daß es unter den Eidgenossen Calvinisten gab, und daß diese doch nicht ganz schlimm seyn konnten. Von Lutheranern aber mochte er überhaupt nicht viel, wenigstens nicht viel Gutes gehört haben, und daher schien es ihm bedenklich, als

ich mich für einen Lutheraner erklärte, weil er doch einmal für mich eingenommen war. Es war in der That wahre Theilnehmung, die ich an ihm wahrnahm, und ich hielt es für nothwendig, sein gutes Herz meinetwegen wieder zu beruhigen. Die Lutheraner, sagte ich, sind eben so gut Christen, als die Katholiken und die Calvinisten; und in der Hauptsache kommen sie alle überein. Freilich glaubt eine jede Parthei, die richtigere Lehre zu haben, und hält daher alle andere für Ketzer; aber das sollte keine von ihnen thun, denn ein Ketzer ist ja eigentlich nur ein solcher, der sich wider bessere Einsichten und Gewissen zu einem Glauben bekennet, der ihn nicht überzeugt, und den er für irrig hält. Hierauf wußte er nichts zu erwiedern; nur das kam ihm sehr lustig vor, daß die Katholiken in den Augen anderer

Chri-

Christen ebenfalls als Ketzer erschienen. Wenn wir die Lehrsätze des Christenthums treulich befolgen, fuhr ich fort, und unserm großen Vorbilde durch Ausübung unserer Pflichten ähnlich zu werden suchen, dann sind wir gute Christen, wir mögen Lutheraner, Katholiken oder Calvinisten heißen. Freilich aber sind wir alle verbunden, setzte ich absichtlich hinzu, die Lehrsätze unserer Kirche, die man uns von Jugend an beigebracht hat, für die wahresten und sichersten zu halten; denn wir selbst sind Partheien, und können nicht Richter seyn. Aber eben deswegen sollen wir uns um so duldsamer gegen einander beweisen, uns als Brüder lieben, und uns gegenseitig einander aufmuntern, dem Sinn des Christenthums immer näher zu kommen, und die vortreflichen Grundsätze, die uns Christus gelehrt, uns der-

dergestalt eigen zu machen, daß sie uns zu natürlichen Gesinnungen werden, und daß wir gar nicht mehr anders, als christlich, oder den Lehren des Christenthums gemäß, denken und handeln können.

Höre nur! sagte der junge feurige Mann zu meinem Führer; ich habe dir noch nie so etwas gehört: was meinst du? — Er hat doch wohl Recht!

Alles, was er äußerte, war so wahr und herzlich, daß ich seine Neugier über alles, was er von den Lutheranern zu wissen verlangte, gern befriedigte. Er hatte, wie leicht zu erachten, manche sonderbare Meinungen eingesogen, und sah sich nun auf einmal durch einen Lutheraner selbst widerlegt. Was ihn mit diesen sogenannten Ketzern noch mehr aussöhnte, war die grö-

größere Aehnlichkeit, die er, aus meiner Erzählung, in den kirchlichen Einrichtungen der Lutheraner mit den katholischen fand, und welche die Reformirten nicht hatten. Dieß war für ihn ein sehr wichtiger Umstand, und er bekannte nun selbst, nach seiner Weise, wie schädlich es sei, wenn man irrige Meinungen habe, weil man dadurch gar leicht zu Lieblosigkeit könne hingerissen werden. Laßt uns gute Christen bleiben, sagte ich, und drückte ihm die Hand, und dann nicht weiter fragen, zu welcher Kirche wir uns bekennen; aber laßt uns ein jeder das nöthige Vertrauen zu der unsrigen haben, und ein wahres Beispiel von einem tugendhaften Christen in derselben seyn.

Bei Gott, das gefällt mir! rief er frölich aus und stieß dazu unsern Gefährten

ten in die Seite, der vielleicht desto mehr dabei dachte, je weniger er redete. Bei Gott, das ist so recht nach meinem Herzen! sagte der junge edle Mann voll Wärme. Wißt Ihr was: bleibt heute bei uns auf unserm Alp: meine Aeltern werden Euch auftragen, was sie nur auftreiben können, und meine Schwester soll euch Schweizerliedle dazu singen.

Ich danke Euch herzlich, gab ich ihm zur Antwort, aber ich muß einmal morgen am Züricher See eintreffen, sonst könntet Ihr mich gar leicht bereden, nicht nur einen, sondern auch wohl mehrere Tage bei Euch zu bleiben; doch will ich eine halbe Stunde bei Euch einkehren, um auch Eure Aeltern und Eure Schwester kennen zu lernen. O die wird Euch gewiß gefallen, sagte er mit stolzem Lächeln,

cheln, denn so giebt es weiter kein Mädchen im Gersauer Gebiete. Dieß machte mich aufmerksam, denn von einem zwanzigjährigen jungen Bauer hätte ich eher erwartet, ein anderes Mädchen so schildern zu hören, als seine Schwester.

Es währte nicht lange, so kamen wir an den Alphof, dessen malerische Bauart aus den hohen Bäumen, die ihn von einigen Seiten umgaben, noch reizender erschien. Ich folgte der Einladung und ward von Vater und Mutter, die beide zu Hause waren, freundlich empfangen. Letztere holte sogleich, als sie hörte, daß ich noch bis zum kalten Bade wollte, fette Nidle oder Milch, und Brod und Butter herbei, womit ich mich wieder erquickte, indessen mein junger Freund weggegangen war, seine Schwester aufzusuchen.

Nach

Nach einer kleinen Weile brachte er sie an seiner Hand geführt. Seht Ihr, sprach er freundlich, daß ist meine Schwester, und legte ihre Hand in die meinige. Das Mädchen stand mit einer Unschuld und Freimüthigkeit vor mir da, wie man beide nicht schöner vereiniget sehen kann. Sie war in der That liebenswürdig, und hatte etwas in ihren Gesichtszügen, das man gern zusammen suchen wollte, um es recht genau zu fassen. Man hätte zweifeln können, ob wirklich eine Bäuerin unter diesem Gewande verborgen sei; denn so einfach sie auch war, so blickte doch so viel Geist und feines Gefühl aus dieser Einfachheit hervor, daß man sich durch den Anblick getäuscht glaubte; dann aber bewies wiederum ihr ganzes Reden und Thun, daß diese Außenseite nichts weniger als ein falscher Schein sei. Zweimal

mal sah sie ihren Bruder an und nickte lächelnd mit dem Kopfe, und dann sah sie wieder forschend auf mich herab, als wenn sie eine gefundene Aehnlichkeit vollends aufs Reine bringen wollte. Ihr Bruder verflocht sie in unser Gespräch, und sie war freimüthig, aber immer unbefangen und sittsam. Ich faßte sie freundlich bei der Hand, und sie ließ es eben so freundlich geschehen. Ich sah ihr gern in die großen offnen Augen, und das gute Mädchen sah nicht weg. — Hatte ich eine andere Absicht dabei, als weil mir ihr sanfter und edler Ausdruck wohl that? — Ich war mir wenigstens keiner andern bewußt.

Indessen hatte der Führer zweimal Recht, daß er mich an die Fortsetzung unserer Bergreise erinnerte. Denn wozu

konnte

konnte es eigentlich helfen, daß ich ihr so lang in das Blau ihrer sanften Augen sah? Und viele Zeit hatte ich auch nicht mehr übrig, um das kalte Bad noch zu erreichen.

Ich wollte einiges Geld für die genossenen Speisen auf den Tisch legen, aber ich kam schön damit an. Der junge Mann hätte mich deswegen beinahe unfreundlich behandelt. Ich nahm Abschied von den Aeltern und Kindern, und es ward mir schwer, mich von den letztern zu trennen. Diese wollten mich aber schlechterdings noch eine Strecke begleiten, und ich konnte es ja wohl geschehen lassen. Clevele (so hieß das liebe Mädchen,) pflückte einen Blumenstrauß, und nahm mir alsdann den Huth vom Kopfe, um ihn drauf zu stecken. Ungeachtet ihre

Kleidung durch ihre Reize gehoben wurde, so würde sie doch in dem Anzuge eines Berner Bauermädchens noch mehr geglänzt haben. Aber auch in ihrem gewöhnlichen Anzuge war sie schön.

Wir unterhielten uns von mancherlei Dingen, und waren ziemlich ernsthaft geworden. Die Zeit verging so schnell, daß ich gar nicht wußte, wo sie hingekommen war. Nun mußten wir uns aber endlich doch trennen. Beide Geschwister baten mich, daß ich ihnen versprechen sollte, sie ja noch einmal zu besuchen, und ich hatte wirklich Lust dazu: aber ich habe sie nachher nie wieder gesehen. Treuherzig und theilnehmend schüttelte mir der Bruder die Hand, als wir von einander schieden. Gern hätte ich dem liebenswürdigen Clevele einen Kuß auf die rosige Wange gedrückt,

drückt, und sie hätte mich in ihrer Unschuld vielleicht wieder geküßt: aber alles, was ich über mich gewinnen konnte, war, daß ich sie Du nannte. Lebe wohl, sagte ich, gutes Clevele, und sei ganz glücklich. Du auch, entgegnete sie traulich, und vergiß nicht wiederzukommen.

Diese letzten Worte klangen mir noch in den Ohren, als beide Geschwister schon längst aus meinen Augen verschwunden waren. O wie schön, dachte ich, o wie schön müßte sichs hier wohnen, auf diesen blumigen Matten, unter den hohen gewölbten Bäumen, wenn man keine andern Bedürfnisse fühlte, als diese guten Menschen! Wie ruhig und heiter müßten die Tage des Lebens an der Seite eines Clevele dahin schwinden!

Schon stand der Mond am Horizonte und schien mich zu süßen Schwärmereien einzuladen; aber mein Führer entriß mich seinem schmeichelnden Einfluß, indem er mich auf einmal herumdrehte, daß mir die Gegenden umher, an die ich izt freilich nicht gedacht hatte, schön und überraschend ins Auge fielen. Der Vierwaldstädter See lag gleich einem großen Spiegel in dem sich krümmenden weiten Bergschlunde wie eingegossen vor mir da. Die kräftigen Bilder, die er von seinen felsigen und beschattenden Einfassungen zurückwarf, zeugten von der Ruhe, in der er sich befand. Oberhalb zur Rechten an demselben sah man Lucern an seinen Ufern liegen, und drüber hinaus die Fruchtgefilde dieses Cantons. Zur Linken von Lucern erhob sich der stolze Pilatusberg aus dem nämlichen See, dessen Schattenseite

seite die Unterwaldner beleuchteten Berge, die hinter ihm lagen, dem Auge gleichsam näher brachten. Weiter rückwärts, dem Pilatusberg zur Linken, sah man die Engelsberger Gebirge sich an die große Gebirgskette des St. Gotthardt anschließen — ein furchtbarer Hintergrund zu einem äußerst romantischen Vorgrunde. Ich stand lange unbeweglich, und nur die Vorstellung, daß ich auf der Höhe des Bergs ein noch weit interessanteres Schauspiel haben würde, konnte mich vermögen, dem Gegenwärtigen nach einer Weile wieder den Rücken zu kehren, und dem Ruhepunkte meiner dießmaligen Wallfarth näher zu rücken. Dieser Zweck ward auch endlich erreicht, wobei ich mich jedoch mehrmals wieder umgekehrt hatte, um der majestätischen Aussicht wiederholt zu genießen.

Das Wirthshaus, welches man beim kalten Bad findet, ist für den Ort, wo es steht, immer lobenswerth. Es dient doch den Wallfahrenden, welche das Wunderbad besuchen, und den Reisenden, welche den Rigiculm von dieser Seite besteigen wollen, zur Aufnahme und Bewirthung. Das Bad selbst ist eine Art von hölzernem Kasten, der sich auf einem viereckigen, von drei beinahe senkrechten Felsenwänden und einer Einsiedlerhütte, umgebenen Platze befindet. Dieser Kasten ist beständig mit Wasser angefüllt, was zwischen zweien dieser Felsen hervorfließt. Das Wasser ist sehr kalt und rein, und scheint keinen mineralischen Gehalt zu haben. Man hält es außerordentlich gut wider Rückenschmerzen, Krämpfe, Mutterwehen und mancherlei Fieber; vorzüglich aber schreibt man ihm, wie ich von

dem Geistlichen der dabei befindlichen Capelle erfuhr, eine ungemeine Kraft zur Fruchtbarmachung junger Weiber zu; doch will es bei Frauen von gewissen Jahren itzt freilich nicht mehr recht anschlagen. Die Leute, die sich dessen bedienen, setzen sich mit den Kleidern hinein. Der Capellan, ein gefälliger junger Mann, wußte mir von mancher vortreflichen Cur zu erzählen. Die vormals hier befindliche Einsiedelei ist eingegangen. Man hat von diesem Platze fast die nämliche Aussicht, die ich vorhin beschrieben, nur daß man sich höher befindet, und hie und da noch einen weitern Gesichtskreis hat. Selbst im Mondenschein ist diese Gegend vortreflich. Der Abend war sehr schön und versprach einen heitern Morgen — das Wünschenswürdigste auf diesem Berge, wenn man das

herr-

herrliche Schauspiel des Aufgangs der Sonne von der Spitze desselben genießen will.

Es war noch nicht drei Uhr, als mein Führer mich weckte und mir einen schönen Morgen verkündigte. Wir hatten noch drei Viertelstunden zu steigen, um auf den Culm zu kommen: ich war sehr bald angekleidet, um meinem Führer zu folgen. Es war sehr kühl, wie es auf den hohen Bergen gewöhnlich ist, und der Boden war naß. Unterwegs zeigte mir mein Führer ein sonderbares Bergloch, welches unter dem Namen Kessis Bodenloch bekannt ist. Es befindet sich dasselbe in dem natürlichen Gemäuer, aus welchem dieser Berg größtentheils zusammen gesetzt ist, hat ohngefähr vierzig Schuhe Tiefe und oben fünf Schuhe

Breite, wird aber nach und nach wieder enger. So weit das Auge reicht, ist dieser Schlund perpendicular; wirft man aber einen Stein hinein, so fällt derselbe, wie man deutlich hören kann, weit unten wieder heraus, und braucht eine halbe Minute Zeit, bis er seinen Fall vollendet hat. Diese natürlichen Mauern, die aus kleinen durch Wasser abgeschliffenen Steinen von mancherlei Arten bestehen, welche durch einen Sandmörtel mit einander verbunden sind, können sich hier schlechterdings nicht erzeugt haben, sondern beweisen zur Gnüge, daß sie auf den darunter befindlichen Felsen durch eine große Überschwemmung angeworfen und aufgethürmt worden sind.

Nachdem ich dieses Bergloch besehen hatte, bestiegen wir vollends den Culm

oder den Gipfel des Bergs. Noch verkündigte erst Aurorens voranschwimmende Beleuchtung den baldigen Aufgang der Sonne. Der Berg, auf welchem ich mich befand, stand da wie eine Trümmer im öden Nichts, und eben so sah man aus der Ferne die übrigen hohen Bergspitzen isolirt empor ragen. Rings umher in der Tiefe schien die Erde mit Wasser bedeckt zu seyn, welches auch die niedrigen Gebirge traf. Alles hatte das Ansehen einer großen Veränderung in der Natur, und bloß die höheren Berge schienen noch vor der allgemeinen Zerstörung durch Wasser gesichert zu seyn. Übrigens hatte alles, was noch sichtbar war, einen grauen und kalten Ton des allgemeinen Absterbens. Aber nun rötheten sich allmählig die höchsten Spitzen der gegenüberstehenden Bergkette. Sie fin-

fingen gleichsam erst an zu glimmen, bevor sie sich in dem völligen Flammenglanze des höchsten Lichts zeigten. Aber auch dann war die Zinne des Rigiculms, auf welcher ich stand, noch unbeleuchtet, und es dauerte noch eine kleine Weile, ehe die ersten Strahlen der Sonne mir ins Auge fielen. Der Anblick ihrer Erscheinung gewährt allerdings ein prächtiges Schauspiel. Mit einem Male wird die todte Natur zu neuem Leben erwärmt. Die Nebel und Dünste, welche auf den niedern Regionen der Erde schweben, und mit dem Gewässer des Sees nur Ein Element auszumachen scheinen, werden allmählig zerstreut, und der nackte Grund von scheinbarem Wasser verwandelt sich nun unvermerkt in seine natürlichen Gestalten, und empfängt wieder sein eigenthümliches Colorit. Die ganze Gegend

LB Coburg

umher, so weit das Auge nur zu reichen vermag, ist sichtbar geworden: man genießt nun eines der herrlichsten Schauspiele, das man sich denken kann, und empfindet bei dem Anstaunen der erhabenen Natur die unendliche Größe des Schöpfers.

Obgleich der Pilatusberg weit höher ist als der Rigiberg, so ist die Aussicht auf letzterm doch beinahe noch schöner als auf jenem, welches bloß von der Lage herrührt. Man sieht auf dem Rigiculm ebenfalls dreizehn Seen, wie auf dem Pilatusberg, nur daß man auf jedem dieser Berge zwei verschiedene andere entdeckt, die man, der Lage wegen, nicht vor dem andern wahrnehmen kann. Die Ansicht von den eilf übrigen bleibt beiden gemeinschaftlich. Übrigens kann man

von der Höhe dieses Berges freier umher sehen; denn man übersieht nicht nur den größten Theil der Cantone Lucern, Unterwalden, Schweiz, Zugg und Zürich, sondern auch das Aergau, die freien Aemter, und viele Gebirge von andern Gebieten. Wiewohl dieser Berg nur zu den Bergen der dritten Höhe gerechnet werden kann, so hat er doch, ungeachtet er an einigen Seiten steil genug ist, zehen Stunden im Umfang. Auf drei Seiten, gegen Morgen, Mitternacht und Abend, ist er beinahe ganz mit Wasser umgeben. Gegen Mittag stufet er sich durch verschiedene Hügel ab, und so beinahe bis nach Schweiz hinein. Von der Mittag- und Abend-Seite ist er am bequemsten zu besteigen; gegen Morgen und Mitternacht aber am steilsten, doch ist der Weg auf der Morgenseite dessen ungeachtet so

gut,

gut, als er in solchen Gegenden seyn kann. Das Haupt des Berges ist ganz von Bäumen und Gesträuchen entblößt, und selbst die Pflanzen, welche daselbst noch wachsen, sind sehr klein. Auf der Morgenseite befinden sich die stärksten Tannenwälder und sehr hohe Wasserfälle, in welchen vortrefliche Forellen schwimmen, die theils schwärzlich, theils perlfarbig sind. Auf der Mitternachtseite aber ist er am allersteilsten und kahlsten, besonders nach der Höhe zu. Im Ganzen ist er jedoch in den niedern Gegenden sehr fruchtbar an Viehweiden, und ernährt eine große Menge Heerden von Kühen, Schaafen und Ziegen. Erstere allein belaufen sich auf 3000 Stück. Man kann seine Fruchtbarkeit auch daraus beurtheilen, daß der Capellan beim kalten Bade bloß von den Sennen, die

sich auf dem Berge befinden, und deren Zahl sich auf 150 belaufen soll, gewählt und erhalten wird. Der größte Theil desselben gehört dem Canton Schweiz, der kleinere dem Canton Lucern wegen der Vogtei Wäggis und das übrige der Republik Gersau.

Nachdem ich mich an dem herrlichen Anblick umher lange genug geweidet, und von meinem Führer über alles, was ich zu wissen wünschte, hatte belehren lassen, mußte ich mich denn doch bequemen, den Berg wieder hinabzusteigen. Da ich über den Zugger See und den Albis an den Züricher See zurückkehren wollte, so führte mich mein Weg über das Capuzinerkloster und von da hinunter nach Arth. Ehe ich die Capelle der heiligen Maria zum Schnee, von der man eine Stunde

bis

bis auf den Rigiculm 'rechnet, erreichte, überließ ich mich noch oft der reizenden Aussicht über den Zugger und Lovenzer See. In dem letztern befinden sich zwei Inseln; auf der größern sieht man noch Ruinen eines alten Schlosses, dessen letzter Besitzer ein östereichischer Landvogt gewesen seyn soll, der noch itzt bei allen hübschen Mädchen als ein garstiger Unhold im Andenken ist. Etwas weiter hin sieht man den Flecken Steinen, der durch Stauffachern, einen von den drei Stiftern des Schweizerbundes, und sein trefliches Weib berühmt geworden ist.

Bei dem ziemlich guten Wege, welcher den Berg hinab führt, kam ich sehr bald zu dem kleinen Capucinerkloster, zu welchem im Sommer wegen der heiligen Maria zum Schnee noch mehr gewallfarthet

farthet wird als zum kalten Bade. Es liegt sehr angenehm in einem Bergthale; denn auf beiden Seiten ist es von Bergen eingeschlossen. Man sieht hier vortrefliche hohe Tannen, deren Aeste bis auf die Erde reichen. Es befinden sich bei diesem kleinen Kloster oder Hospitium zwei Wirthshäuser und auch noch einige andere Wohnungen, die seit einiger Zeit, selbst im Winter, nicht mehr verlassen werden. Ich beschloß mit den Herren Capucinern Bekanntschaft zu machen, um vielleicht durch sie auf Merkwürdigkeiten aufmerksam gemacht zu werden, die mein Führer etwa nicht kennen oder nicht dafür ansehen möchte, wie dieß zumal bei naturhistorischen sehr oft der Fall ist. Kaum hatte ich mich bei ihnen angemeldet, als mir einer von den Mönchen freundlich entgegen kam, der, sobald er

mich

mich erblickte, in ein frohes Erstaunen ausbrach und mir die halb erhobenen Arme entgegenstreckte. Anfangs glaubte ich, er irre sich in der Person, aber er ließ mich nicht lange in Ungewißheit, sondern nannte mich beim Namen, und pries sich glücklich, daß er mich noch einmal wieder sähe. O ich habe oft für Sie gebetet, sprach er mit rührendem Nachdruck, und danke dem Himmel, daß ich Ihnen nach einigen Jahren noch beweisen kann, mit welcher Wärme sich Ihnen mein Herz verpflichtet fühlt.

Noch immer suchte ich während dieser Reden in meiner Erinnerung das Bild des ehrwürdigen Mönchs, der mir zwar nicht unbekannt war, dem ich aber den gehörigen Platz nicht anzuweisen wußte. Sollten Sie sich des Namens

Theophilus nicht mehr erinnern? — Doch sie wären sehr zu entschuldigen, wenn Sie sich auf diesen nicht mehr besännen, ich aber nie, wenn ich den Ihrigen vergessen könnte.

Bei diesen Worten erkannte ich auf einmal in dem guten Pater einen Reisegefährten, der mir vor ein paar Jahren auf der Diligence von Straßburg nach Basel eine sehr angenehme Bekanntschaft geworden war. Die Dankbarkeit des frommen Mannes rührte von einem Umstande her, den ich nicht erzählen würde, wenn es nicht um seinetwillen geschähe, und der übrigens von der Art ist, daß gewiß jeder Andere, als ich, eben so gehandelt haben würde, ohne sich dadurch einen besondern Werth beizumessen. Da er als Capuciner kein Geld bei sich führte,

und deswegen von dem Postmeister und den Postillionen auf den ersten Stationen mißhandelt wurde, ja vielleicht bei solchen Umständen auf dem ganzen Wege hätte hungern müssen, so betrachtete ich ihn ganz als meinen Gesellschafter und bezahlte überall für ihn. Je näher ich ihn kennen lernte, desto lieber wurde er mir, denn ich fand in aller Absicht einen vortreflichen Mann in ihm und einen warmen Freund der Natur, die seinem schon lange nicht mehr jugendlichen Herzen noch immer die wärmsten Empfindungen einflößte. Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich mich seines Namens nicht sogleich erinnert hätte, und entschuldigte mich mit der Menge von Gesichtern, die ich seitdem gesehen: im Grunde aber machte mir mein Herz doch selbst Vorwürfe, daß es das Bild des Paters

Theo-

Theophilus nicht besser verwahrt hatte. Der vortrefliche Mann suchte mich bei mir selbst zu rechtfertigen, und strömte ganz von Dankgefühlen über. Ich bat ihn inständigst, der kleinen Gefälligkeiten, die ich ihm erwiesen, nicht weiter zu erwähnen. O es sind nicht die Wohlthaten, die ich Ihrem Beutel zu danken habe, erwiederte er, sondern die Wohlthaten, die mir aus ihrem Herzen zuflossen, welche ich niemals vergessen kann. Sie begegneten mir liebreich, als mich Andere mißhandelten; Sie nahmen mich in Ihren Schutz, und entzogen mich allen den Demüthigungen und Unannehmlichkeiten, die ich sonst auf dieser ganzen Reise hätte erfahren müssen. Sehen Sie, dieß ists, warum ich Sie nie vergessen werde, und warum mein Herz stets an Ihnen hängen wird, wenn Sie

gleich

gleich ein Protestant sind. Ich fiel ihm um den Hals, und konnte ihn kaum wieder zum Schweigen bringen. — O Gott, dachte ich heimlich bei mir, so gedeihet auch die kleinste pflichtgemäße That, und trägt vielfältige Früchte für uns und Andere.

Seine Confratres kannten mich, sobald er ihnen meinen Namen nannte, und bewillkommneten mich sehr freundlich. Es ward sogleich ein gutes Frühstück bereitet, und man bat und nöthigte mich, einige Tage in ihrem Kloster vorlieb zu nehmen. Ich entschuldigte mich aber mit dem Versprechen, welches ich gethan, noch am nämlichen Abende am Züricher See einzutreffen, und der gute Pater Theophilus ward fast traurig darüber. Nach einer kurzen Erzählung meiner

ner Reisebegebenheiten, bis auf die Bekanntschaft mit Clevele und ihrem Bruder, die ich ihm beide bestens empfahl, bat ich ihn, mich von den Natur-Merkwürdigkeiten dieser Gegend zu unterrichten. Die herrliche Aussicht, sagte er, ist wohl die größte: die übrigen sind nicht von Belang. Hierauf erwähnte er ohngefähr das Nämliche, was ich von diesem Berge bereits gesagt habe, und führte mich in eine Höhle, die etwa eine Viertelstunde vom Kloster liegt, und das Bruderbalm heißt. Sie ist sehr geräumig aber niedrig, und man kann hier das natürliche Gemäuer, aus welchem der obere Theil des Bergs besteht, sehr gut wahrnehmen. Sonst ist in der Höhle, außer einigen Toffsteinen oder Salactiten nichts Merkwürdiges. Wir gingen darauf wieder nach dem Kloster zurück,

und es that mir selbst leid, daß ich den Bitten meines ehrwürdigen Freundes nicht nachgeben konnte. Ich versprach ihm ebenfalls, wenn es irgend möglich wäre, ihn noch einmal zu besuchen, ehe ich die Schweiz verließe; und in meinem Herzen hatte ich diesen Vorsatz stets, sobald ich von guten Menschen scheiden mußte.

Da ich meinen Führer bei dem Kloster schon verabschiedet hatte, weil ich nun nicht mehr fehlen konnte, so begleitete mich Pater Theophilus bis an das Untere Dächlein, welches ein Haus ist, das den Pilgrimen und Fremden ebenfalls zur Herberge dient. Hier schieden wir gerührt von einander, und nach einer kleinen Stunde war ich, da es bergunter ging, am Zugger See in Arth,

welcher Flecken zum Canton Schweiz gehört. Hier nahm ich eine Gondel bis Zugg, und dachte beim Einsteigen in dieselbe, recht lebhaft gerührt, an die drei mir so lieben Personen, die ich auf diesem Berge zurückließ. Diese Stimmung mischte sich in alle Gefühle, welche durch die angenehmen Gegenden am Zugger See in mir erregt wurden, und ich konnte die Gegenstände, die ich wahrnahm, nur im Allgemeinen bemerken. Auch Zugg war nicht der Ort meines Bleibens. Ich eilte durch die schöne Aue von dieser Stadt bis an den Albis, um noch zeitig genug auf diesen Berg zu kommen, von welchem man eine ganz vortrefliche Aussicht über den herrlichen Züricher See hat. Hier verweilte ich lange, und weidete mich an den mannichfaltigen reizenden Orten, die seine Ufer decken, wo mir so

manches Plätzchen lieb geworden war. Mit Vergnügen erblickte ich Zürich, das Athen des eidgenossischen Freistaats, zur Linken am See wieder, ungeachtet ich es noch nicht lange verlassen hatte, und freute mich des Wiedersehens mancher mir sehr werthen Bürger desselben. Nach anderthalb Stunden langte ich bei meinen Freunden am See an, die mich wieder in ihre gastfreie Wohnung aufnahmen, und gegen die meine Dankbarkeit eben so wenig erkalten wird, als die dankbaren Empfindungen des guten Theophilus gegen mich, der jedoch mir lange nicht so viel schuldig war, als ich diesen und manchen Freunden in der Schweiz bin, die mir meinen Aufenthalt daselbst so angenehm und unvergeßlich gemacht haben.

Ich hatte bereits von meinen Freunden gute Nacht genommen, und schweifte noch bei der hellen Beleuchtung des Mondes auf dem See herum, als mir alle Bilder der letztern Tage noch einmal recht lebhaft vorschwebten. Unter diesen Gedanken fing ich an mich zu entkleiden, und dachte nicht, daß ich noch eine angenehme Überraschung erfahren sollte. Ich fand nämlich in meiner linken Rocktasche das schöne Fernglas des Pater Theophilus, das er mir schon auf unsrer Straßburger Reise hatte aufdringen wollen, und das ich nicht angenommen hatte, weil es ihm, da er ein kurzes Gesicht hatte, als einem Freunde der schönen Natur unentbehrlich war. Es war in Mailand verfertiget, und machte mir die Gegenstände außerordentlich hell, ohne sie zu verkleinern. Er hatte es dießmal

weder

weder erwähnt noch blicken lassen, wahrscheinlich um es mir desto sicherer beizubringen. Ich fühlte den Werth seiner Gabe ganz, und legte das Fernglas zu dem welken Blumenstrauße, den ich von Clevele erhalten hatte. Glückliche Nachbarschaft! sagte ich laut, und betrachtete noch einmal die lieben Geschenke, O gewiß werden sich die guten Menschen, an die ihr mich noch lange erinnern werdet, einander finden, und dann wird mein Andenken desto sichrer unter ihnen erhalten werden. Mit diesen Gedanken schlief ich ein, und am andern Morgen war mein erster Blick wieder auf die lieben Geschenke vom Rigiberge gerichtet.

Die Brautwerbung.

Die Brautwerbung.

Da lieg' ich nun, ich armer Gichtbrüchiger, von aller Welt verlassen, und nur nothdürftig um Lohn gepflegt! Kein Gesicht um mich her verändert sich, wenn ich einmal, von Schmerzen gepeiniget, laut aufschreie und das fürchterliche Zucken mit verbissenem Wimmern zu besänftigen suche. Fodr' ich irgend eine Hülfleistung, so bewegen sich alle Hände und Beine, die mir zu Gebote stehen, in so ruhiger natürlicher Ordnung, als wären es lauter künstliche Uhrwerke. Mit jedem

dem Male, wenn ich mir das Kopfkissen rücken oder die Lage der Beine ein wenig verändern lasse, fühle ich, ach! nur zu sehr, daß ich diesen kleinen Dienst bloß einem Groschen verdanke; denn so viel mag ohngefehr bei dem reichlichen Lohne, den ich gebe, darauf kommen. Ich achte es noch für ein Glück, wenn ich nicht etwa gar einen Frohndienst darin empfinde. Dabei werde ich noch obendrein von allen Seiten betrogen, und darf es mir nicht einmal merken lassen, wenn es nicht meine armen Gliedmaßen wieder entgelten sollen. Jeden Morgen lese ich in Aller Augen die abermals fehlgeschlagene Hoffnung, sich endlich einmal in dem Besitz des reichlichen Vermächtnisses zu sehen, das ich ihnen, wie sie wissen, ausgesetzt habe; und trotz aller guten Worte, erhalte ich doch nie eine freund-

liche

liche Miene. O das ist ein wahres Jammerleben! Der einzige Trost, den ich noch habe, ist mein redlicher Pfarrer; aber freilich hilft mir seine Theilnahme wenig mehr als meinen Unmuth darüber schwächen: meine Lage und Pflege bleibt dabei doch immer die nämliche.

Doch da alles dieß nun einmal nicht zu ändern ist, so wollte ich mich noch gern darüber zufrieden geben, wenn mich nur mein Gewissen nicht alle Augenblicke daran erinnerte, daß ich meinen traurigen Zustand selbst verschuldet habe. Hätte ich in meinen jüngern Jahren ordentlich gelebt, und das häusliche Glück, die größte Wohlthat des Lebens, nicht übermüthig verschmäht; oder hätte ich wenigstens dann noch zeitig genug meine Vorurtheile besiegt, und mir durch eine

vortheilhafte Lage, mittelst meiner Hand, ein gutes Mädchen ohne Vermögen und lästige Ansprüche verbindlich gemacht: so hätte ich itzt eine treue dankbare Pflegerin, die sich unaufgefordert bemühen würde, mir meine Leiden zu lindern und mich mit ihrer theilnehmenden Sanftmuth zu trösten.

Denke ich aber gar an den wahrscheinlichen Fall, daß ich einer der glücklichsten Menschen hätte werden können, wenn ich, unschuldig und lasterfrei wie ich war, als ich zum Besitz meines mütterlichen Vermögens gelangte, meine Glückseligkeit in der Verbindung mit einem liebenswürdigen und tugendhaften Mädchen gesucht hätte: o dann vergesse ich mich oft, und male mir dieses reizende Bild so lebhaft aus, daß ich alsdann

dann nur um so schmerzlicher empfinde, wie viel ich dem thörichten Genusse nie beglückender Leidenschaften aufgeopfert habe. Mein treues Weib, das noch immer mit jener Zärtlichkeit an meinem Herzen hangen würde, mit der sie mich vormals an ihren liebevollen jugendlichen Busen gedrückt hätte, würde itzt sorglich und wohlthätig mir zum Haupte sitzen, auf jede meiner Mienen lauschen, und alles aufbieten, mir meine Leiden durch ihre sanfte Pflege erträglich zu machen. Meine Kinder, die wohlgerathenen Früchte unserer keuschen ehelichen Liebe, würden mich auf ihren Händen tragen; und hoffnungsvolle Enkel würden mir vielleicht mit ihren unschuldigen Spielen die Zeit verkürzen. O welch ein süßer Traum! Müßt' ich doch nicht so schmerzlich von ihm erwachen! Oder träumt' ich ihn

lieber nie! Er vermehrt ja so nur meine Qual.

Da liegen nun meine Güther, in ein reizendes Paradies umgeschaffen! Ich besitze sie bloß noch zum Scheine. Nicht einer meiner Sinne darf auf den mindesten Genuß derselben mehr Anspruch machen. Ich bin ärmer als ein Bettler; denn ich sitze im Überfluß und darbe. Hätte ich Kinder, so würde ich bei dem Anblick ihres Genusses mit genießen; die frohe Erinnerung der glückseligen Vergangenheit würde mir diesen Scheingenuß verwirklichen; und der heitere Blick in die glückliche Zukunft meiner Kinder würde die geliebte Beschäftigung seyn, die ich mit in jene Welt hinüber nähme.

Und wer weiß, ob ich dann hier läge

und leiden müßte! Wer weiß, ob ich dann nicht als ein gesunder, froher Greis in meiner verschönerten Natur, unter den kühlen Schatten der hohen Platanen, von allen meinen Lieben umringt, noch umher wandeln, und an allen ihren Vergnügungen Theil nehmen könnte! Auf jeden Fall würde ich der Glücklichste unter ihnen seyn; denn es würde ja nur von mir abhängen, sie immer froher und vergnügter zu machen. Und wer das von innen und außen zu thun vermag, dessen Glückseligkeit ist wohl nicht leicht eines Zusatzes fähig.

Solche Betrachtungen waren die tägliche Unterhaltung des alten Geheimenraths Ellerbach, die er entweder in der Stille anstellte, oder gegen seinen redli-

chen Pfarrer, der ihn fast alle Tage besuchte, mit Seufzen erneuerte. Die letzte seiner Aeußerungen war die einzige unter allen seinen angenehmen Vorstellungen, die ihm in seinem Herzen kein peinliches Nachweh verursachte. Er hing ihr daher in seiner traurigen Einsamkeit nach, und fand, daß ihm doch noch ein Mittel übrig sei, von seinem beträchtlichen Vermögen einen wesentlichen Vortheil zu ziehen, nämlich den Vortheil einer sich bewußten Gewalt, Andere damit beglücken zu können; und auf diese Art gedachte er sich seiner Schuld doch einigermaßen zu entledigen. Sein Hauptaugenmerk dabei war, mehrere Heirathen zu begünstigen, in so fern sich dieß alles bewirken ließe, ohne dem künftigen Besitzer die Einkünfte des herrlichen Rittersitzes zu sehr zu schmälern, damit er im Stande bliebe, die vortref-

treflichen Anlagen und Verschönerungen, mit welchen er den ohnedieß herrlichen Naturgegenden zu Hülfe gekommen war, auf eine angemessene und geschmackvolle Art zu unterhalten. Er entdeckte sein Vorhaben dem würdigen Pfarrer, der ihm nicht nur anlag, es sobald als möglich ins Werk zu richten, sondern sich auch der Sache selbst unterzog, und nur in Ansehung der Heirathsplane einige Veränderung anrieth, um dabei jeden Schein von Zwang zu entfernen.

Der Geheimerath hatte keine andere natürliche Erben, als die Kinder zweier verstorbenen Stiefbrüder, die den nämlichen Vater, aber eine andere Mutter gehabt hatten. Von dem ältern war ein einziger Sohn vorhanden, von dem jüngern aber drei erwachsene Töchter, die

mit ihrer Mutter in B** von einem kleinen Vermögen und einer Pension lebten, welche letztere als Hofrathswitwe bekam. Der Geheimerath hatte beide Brüder geliebt, und ihnen manchen Vortheil zufließen lassen; und diese Neigung war auf die Kinder übergegangen, wenn er schon seine Nichten nur sehr jung gekannt hatte und sich nicht weiter um sie zu bekümmern schien. Alle drei Brüder hatten in so großer Entfernung von einander gelebt, daß sich die Kinder der beiden jüngern noch niemals gesehen hatten. Hätte der Geheimerath seine Schwägerin nicht für eine eitle und unausstehliche Närrin gehalten, so hätte er sie vielleicht mit ihren Töchtern zu sich genommen; aber so mochte er nichts von ihr wissen. Sein Neffe war ein junger Mann von Verdiensten, der sich alle Fähigkeiten zu

einer ehrenvollen Laufbahn erworben hatte, und schon im Begriff stand, sein Glück zu machen. Er hatte ihn noch vor einigen Jahren gesehen, und ihm zum Beweis seiner Zufriedenheit ein ansehnliches Geschenk zu einer Reise gemacht, ohne ihm jedoch zu einer beträchtlichen Erbschaft jemals einige Aussicht zu öffnen. Noch weniger hatte die Hofräthin, wie sie selbst meinte, für sich und ihre Töchter zu erwarten, und in dieser Voraussetzung schimpfte sie immer weidlich auf den alten geizigen Hagestolz, um dadurch wenigstens einige Rache an ihm zu üben.

Das Testament fiel jedoch ganz anders aus, als man erwartet hatte. Der Neffe ward als alleiniger Erbe sämmtlicher Güther eingesetzt, deren jährliche

Ein-

Einkünfte sich über fünftausend Thaler beliefen, und sollte eine seiner Cousinen heirathen. Von den beiden übrigen Schwestern sollte er jeder achttausend Thaler auszahlen. Falls er aber, wie der Pfarrer weislich bedungen hatte, keine von allen dreien heirathen wolle, so sollte eine jede von ihnen zwölftausend Thaler bekommen; und bei einem solchen Capitälchen, meinte der Pfarrer, würden sie alle der Gefahr, keine Männer zu bekommen, glücklich entgehen. Überdieß war ein Capital zu reichlichen Ausstattungen für junge Bauermädchen von den zu dem Rittersitze gehörigen Dörfern ausgesetzt. Alle diese und mehrere andere Legate fielen jedoch dem Erben der Güther keinesweges zur Last, sondern wurden von Capitalien bestritten, die außerdem dazu vorhanden waren.

Kaum hatte das Testament sein völliges Recht erlangt, so rieth der Pfarrer dem Geheimerath, seinen Neffen kommen zu lassen, um sich noch an dessen dankbarem Gefühl zu vergnügen, und durch seine Aufmerksamkeit eine herzliche Pflege zu verschaffen. Mit Freuden willigte der Geheimerath darein; aber er hatte nicht mehr das Vergnügen die Ankunft seines Neffen zu erleben.

Dieser war in aller Absicht ein junger Mann, wie es nicht viele giebt. Bei ihm war es der Tugend einmal gelungen, sich mit dem eigensinnigen Glück zur Bestimmung des Schicksals eines gemeinschaftlichen Lieblings zu verbinden. Er besaß von Natur die glücklichsten Anlagen, deren Ausbildung, durch die Sorgfalt

falt seiner Aeltern, frühzeitig in die Hände eines Mannes gefallen war, der zum Erzieher gleichsam geeignet schien. Einen gleichen wohlthätigen Einfluß hatte seine vortrefliche Mutter auf die Bildung seines Herzens. Gemeinschaftlich mit seinem Lehrer hatte sie über die Erhaltung seiner natürlichen Unschuld gewacht, und so war es ihnen leicht geworden, jeden edlen Keim, der in seinem Herzen selbst entsprossen, nicht erst wie ein fremdes Gewächs in dasselbe verpflanzt war, auf das fruchtbarste zu entwickeln. Dadurch hatte er aber auch schon frühzeitig ein richtiges und sicheres Gefühl erhalten, welches seinen planmäßig gebildeten Verstandeskräften überall zu Hülfe gekommen war.

Mit diesen liebenswürdigen Eigen-

schaften verband der junge Ellerbach eine edle Gestalt und einnehmende Gesichtsbildung, so daß er die Meinung, daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne, durch sein Beispiel zu rechtfertigen schien. Beide standen eben in der schönsten Blüte bei ihm, als er seinen Vater, und bald darauf auch seine Mutter verlor. Ihr rührender Abschied von ihm bevestigte die Liebe zur Tugend in seinem Herzen noch stärker, und bewahrte ihn immer vor den so gewöhnlichen Ausschweifungen junger Leute, die ihr Glück und ihre Gesundheit meist schon zerstört haben, ehe sie gleichsam zu leben anfangen. Dagegen regte sich in ihm ein Verlangen, sich auszuzeichnen und emporzuschwingen, und diese Leidenschaft hätte ihm gefährlich werden können, wenn sie nicht bei seiner übrigen Denkungsart eine

un=

unschädliche Richtung genommen hätte. Er beschloß nach seiner Aeltern Tode ihre unbeträchtliche Verlassenschaft ganz auf die Vollendung seiner wissenschaftlichen Bildung zu verwenden, die ihm auch nach einigen Jahren die gerechtesten Ansprüche auf ein vortheilhaftes Amt erwarb. Während er sich aber darum zu bemühen gedachte, setzte ihn die Großmuth seines Oheims in den Stand, vorher noch eine nützliche Reise zu machen; und von dieser war er unlängst erst zurück gekommen, als er durch den Brief des redlichen Pfarrers die Einladung zu seinem Oheim erhielt, und dessen thätige Absichten daraus vernahm.

Ellerbach säumte nicht, dieser Einladung sogleich zu folgen; aber so sehr er auch seine Reise zu beschleunigen suchte,

so kam er doch kaum noch zu rechter Zeit an, um seinem Oheim die letzte Ehre erweisen zu können. So schnell hatte er seinen Tod nicht erwartet. Ob er sich gleich dadurch in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt sah, so that es ihm doch weh, daß er seinem edelmüthigen Oheime nicht wenigstens die letzten Tage seines Lebens durch die Ergießungen seines dankbaren Herzens hatte versüßen können, um so mehr, da er hörte, wie er sich darauf gefreuet habe, daß er ihn nun auf immer bei sich behalten werde.

Der Pfarrer hatte indessen, in Verbindung mit den Gerichten, das Nöthige besorgt, und Ellerbach erstaunte über den Umfang und Werth seiner Erbschaft, als ihn der Pfarrer davon unterrichtete. Nach der Beerdigung schlug man ihm die

Eröffnung des Testaments vor; allein da ihm der Inhalt bereits bekannt war, so äußerte er, daß er es damit wolle anstehen lassen, bis er seiner Tante von dem Tode des Geheimeraths vorläufig Nachricht gegeben und ihre Antwort darauf erhalten habe. Er entdeckte hierauf dem Pfarrer, wie er aus Dankbarkeit gegen seinen Oheim gern geneigt seyn würde, sich eine seiner Cousinen zur Gattin zu wählen, falls er nur eine darunter fände, die er lieben könne, und durch die er sich ein dauerhaftes häusliches Glück, nach dem er sich sehne, versprechen dürfe.

Es war in der That viel, daß ein so liebenswürdiger junger Mann, der ein so feines Gefühl und so viel Sinn für häusliche Glückseligkeit besaß, sein Herz noch so unbefangen und frei erhalten hatte.

Vielleicht war er noch durch keinen Gegenstand angezogen worden, der den Wünschen und Bedürfnissen desselben Gnüge geleistet hatte; vielleicht hatte ihn die unermüdete Beschäftigung seines Verstandes gehindert, sich mit den Empfindungen seines Herzens zu beschäftigen; vielleicht dachte er zu gut, ein liebenswürdiges Mädchen in sein Schicksal zu verwickeln, bevor es eine bestimmte Richtung genommen hätte; vielleicht erstickte sein ehrgeiziges Gefühl die ersten Funken einer entstehenden Liebe, um sich in seiner Laufbahn nach dem vorgesteckten Ziele nicht aufhalten zu lassen; vielleicht hatten die Lehren seiner Mutter, die ihn in allen seinen Empfindungen zu leiten suchte, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er zu vorsichtig war, sein Herz eher zu verschenken, als bis er es zugleich

mit

mit seiner Hand thun konnte: kurz, Ellerbach hatte wirklich noch nie geliebt, ob er gleich schon fünf und zwanzig Jahre alt war, und unendlich mehr Empfänglichkeit für das Glück der Liebe besaß, als hundert Andere, die sich in seinem Alter wenigstens schon zehen Male verliebt hatten.

Für seine drei Cousinen war es ein Glück, daß sie bis itzt nichts weiter von ihm wußten, als daß er ihr Cousin war, sonst würde eine unvermuthete Abschrift des Testaments, worin der alte Oheim den liebenswürdigen Vetter, mit einer so erwünschten Zugabe, einer jeden von ihnen zum beliebigen Fang vermacht hatte, ihren schwesterlichen Herzen von Stund' an den arglistigsten Neid und die unversöhnlichste Zwietracht eingeflößt haben. Denn

hätte wohl jede von ihnen sich eine ärgere Feindin denken können, als die beglücktere Nebenbuhlerin, die ihr ein so glückliches Loos zu entziehen trachte? Zum Glück kannten sie den wahren Reichthum der Erbschaft eben so wenig, als den besitzenswürdigen Erbnehmer, und zum Glück wurden sie durch liebliche Zwischenspiele nach und nach zu einer Stimmung vorbereitet, wobei ihnen eine solche Botschaft nicht auf einmal mit ihrem ganzen Nachdruck aufs Herz fallen konnte.

Caroline war die ältere von den drei Schwestern, Julie die mittlere, und Henriette die jüngere. Sie waren nur ein Jahr von einander verschieden, und alle von dem Alter, wo sich Mädchen

gern nach einem Manne umsehen; denn die älteste hatte eben die Vollendung ihres zwanzigsten Jahres gefeiert. Die Mutter war ein sehr gewöhnliches Weib, und der Geheimerath hatte nicht Unrecht, wenn er sie für eine Närrin hielt. Eitel und stolz auf den Titel ihres Mannes, suchte sie in ihrem Hause, wie in Gesellschaften, die vornehme Dame zu spielen, und sah daher auf die Pflichten einer guten Hausfrau und sorgfältigen Mutter mit Verachtung herab. Sie besaß zu wenig Verstand, um einzusehen, wie verächtlich sie durch die Vernachlässigung und vorsätzliche Herabwürdigung der letztern in den Augen aller verständigen Menschen werden mußte, und wie lächerlich sie sich durch ihre Vornehmheit und Rangsucht machte. Unter allen Eitelkeiten der Weiber verzeiht man diese

am allerwenigsten, weil sie ihren erborgten Schimmer bloß vom Wiederscheine bekömmt. Eine Frau, die sich auf ihre Schönheit, auf ihren Witz, auf ihren Geschmack, oder selbst auf ihr Vermögen und ihre Triumphe etwas zu gute thut, hat doch wenigstens einen Scheingrund dazu, so wenig auch jede Eitelkeit überhaupt weder dem Verstande noch dem Herzen Ehre macht: aber die Eitelkeit auf einen Titel, den sie bloß ihrem Manne zu Ehren führt, ist gar zu abgeschmackt. Sie wäre höchstens nur dann zu entschuldigen, wenn sie sich auf den geheimen Stolz gründete, die Frau eines Mannes von anerkannten Verdiensten zu seyn: aber wie wenig kommen diese bei einer eitlen Frau in Betrachtung! Und gesetzt, so ein Bewußtseyn machte die Eitelkeit der Frau eines solchen Man-

nes rege, so sollte sie sich um so mehr bemühen, durch ihre weibliche Bestimmung seiner würdig zu seyn, um nicht neben ihm als sein Weib zu verlieren, sondern vielmehr seine Wahl durch ihr Benehmen zu rechtfertigen, und auf diese Weise ihren eigenthümlichen Werth in den Augen Anderer gültig zu machen.

Die Hofräthin Ellerbach diente zu einem unwiderlegbaren Beweise, daß die Verdienste eines Mannes seiner Frau keine wahren Vorzüge ertheilen können, wenn sie deren nicht selbst hat. Ihres Mannes wegen hatte man ihr Achtung erwiesen; nach seinem Tode fiel dieselbe größtentheils weg, aber ihre Ansprüche blieben die nämlichen. Ungeachtet ihre häuslichen Umstände eben nicht vortheilhaft waren, so wollte sie doch die nämli-

che Rolle fort spielen. Sie hielt Gesellschaften in ihrem Hause, welches allen jungen Leuten von gewissem Range offen stand, um ihren Töchtern, wie sie sagte, Gelegenheit zu verschaffen, sich ihrem Stande gemäß zum Umgange mit der feinen Welt zu bilden, und nebenbei, wie sie glaubte, vielleicht eine anständige Eroberung zu machen, die eine vortheilhafte Verbindung hoffen ließe. Sie bedachte aber nicht, daß die jungen Herren, die ihr Haus besuchten, und ihrer selbst im Grunde spotteten, nur in der Absicht kamen, sich mit ihren hübschen Töchtern die Zeit zu vertreiben, ohne eine ernsthafte Absicht zu haben, und daß dieß gerade der entgegengesetzte Weg war, um zu diesem Ziele zu gelangen. Die unbesonnene Mutter that ihr Möglichstes, den jungen Männern, die sie für gute und

schickliche Parthien hielt, Muth einzuflößen und eine Erklärung dieser Art zu erleichtern: aber Waaren, die zu sehr ausgeboten werden, verlieren gemeiniglich an ihrem Werthe, oder bleiben gar auf dem Lager.

Die armen Mädchen waren in der That zu bedauern; denn was konnten sie dafür, daß ihre Mutter sie frühzeitig auf den nämlichen Weg geleitet hatte, den sie selbst gegangen war. Nur Julie, die mittelste von ihnen, ging einen andern und befand sich besser dabei. Ihre Mutter hatte sie nie geliebt, weil sie dieselbe nicht an ihrer Brust genährt hatte, welches bei den übrigen beiden, zwar nicht aus Mutterpflicht, aber doch aus Modesucht und Wohlbehagen geschehen war. Die Liebe zu diesen entstand daher

her mehr aus einem thierischen Instincte; denn hätte sie ihren Grund im mütterlichen Herzen gehabt, so hätte sie der kleinen Julie die Entbehrung der mütterlichen Brust durch desto zärtlichere Liebe und Pflege ersetzen sollen. Diese thierische Schwachheit hängt oft sehr verständigen Müttern an, gleich als ob ein Kind, das an einer fremden Brust gesogen, ihrem Herzen weniger angehe, da doch seine größten Ansprüche darauf gegründet sind, daß es unter ihrem Herzen gelegen, und ihr seine erste Nahrung und Ausbildung zu danken hat. Sonst müßte ja jede Amme auf ein Kind, dem sie für Lohn ihre Brust gereicht hat, ein näheres Recht erhalten, als die wirkliche Mutter. Allerdings bewirkt der thierische Instinct eine gewisse Anhänglichkeit zwischen beiden; und daher ist es auch

schon in dieser Rücksicht gut, wenn eine Mutter ihre Kinder selbst zu säugen vermag; aber dieß ist ja auch der Fall bei einer bloßen Wärterin. Das Kind erkennt sie für ihre Wohlthäterin, weil sie sich am meisten mit ihm beschäftiget; und sie fühlt sich ihrerseits wieder durch des Kindes Anhänglichkeit und Zutrauen belohnt. Es ist nicht zu verkennen, daß eine gewisse Eigenliebe dabei im Spiele ist; und wohl den armen Kindern, daß sich dieß wirklich so befindet: wie wenig würden sie sonst der Vernunft und Pflicht zu verdanken haben! Selbst gute Mütter können in diesem Punkte auf ihre Empfindungen und Handlungen nicht aufmerksam genug seyn, um diesen thierischen Instinct beherrschen zu lernen, und das Herz eines Kindes, das des Vorzugs, an ihrer Brust gesogen zu haben,

ben, nicht genossen hat, frühzeitig an das ihrige, und so wieder ihr Herz an das seinige zu gewöhnen. Es ist nicht genug, daß sie es im Wesentlichen an ihrer Sorgfalt gegen ein solches Kind nicht fehlen läßt: das Kind hat die nämlichen Ansprüche an ihre mütterliche Liebe, wie jedes andere, und der geringste Unterschied, den sie in ihren Neigungen zwischen ihnen macht, ist keine verzeihliche Schwäche, ist ein Verbrechen, das sie nicht anders als mit der gewissenhaftesten Zärtlichkeit wieder gut machen kann.

Eine sehr schlimme Folge, die gewöhnlich aus dieser Ungerechtigkeit entspringt, ist die ungleiche Behandlung der Kinder und die partheiische Beurtheilung und Rüge ihrer Handlungen. Lieblinge

können sich stets die übertriebenste Nachsicht versprechen, da hingegen an andern auch das allerunbedeutendste auf eine unfreundliche Art gerügt, oder wohl gar ernsthaft bestraft wird. Gewöhnlich wird dadurch auf beiden Seiten viel verdorben. Der größere Nachtheil neigt sich auf diese oder jene Seite, je nachdem die übrigen Eigenschaften der Mutter oder die übrigen Verhältnisse beschaffen sind, die den gar zu gefährlichen Folgen auf einer oder der andern Seite vorzubeugen vermögen. Sehr oft ist der größere Schade auf Seiten der Lieblinge. Aus übergroßer Zärtlichkeit werden sie gewöhnlich vorgezogen, und stehen in der Folge denenjenigen, welche strenger behandelt wurden, nicht selten an Werth und Liebenswürdigkeit nach.

Dieß war der Fall mit Carolinen und Henrietten. Die unverständige Mutter hatte eine wahre Affenliebe gegen diese beiden Mädchen, und prägte ihnen zeitig ihren Stolz und ihre Eitelkeit ein. Sie wurden wie die Puppen gekleidet, und schon in frühen Jahren zum guten Ton eingeweiht. Täglich standen sie vor der albernen Mutter, und mußten sich in Verneigungen und andern Ziereceien üben, und bald fanden sie so viel Geschmack daran, daß sie endlich wahre Zieraffen wurden, und schon als Kinder die vornehmen Damen zu spielen wußten. Ihre Herzen blieben dabei so leer wie ihr Kopf, und diese wurden späterhin durch Romane ausgefüllt, die ihnen nachher keine Zeit übrig ließen, sich weiblichen Beschäftigungen zu widmen, einige Spielereien ausgenommen, die sie,

um

um nicht unthätig zu scheinen, in Gesellschaften auskramen konnten. Die Mutter hatte ihnen ziemlich zeitig von Männern vorgeschwatzt, und sie sehr weislich unterrichtet, wie sie sich benehmen sollten, um Niemanden abzuschrecken, der sich ihnen nähern würde. Dadurch waren sie, wenn man ihnen auch kein eigentliches Vergehen Schuld geben konnte, leichtsinnige Koketten geworden, die zwar den Dilettanten in der Liebe gefielen, aber junge Männer von ernstlichen Absichten, die übrigens eine Frau für sich selbst und nicht für Andere haben wollten, natürlicher Weise zurückscheuchten. Kurz, man konnte von ihnen sagen, daß sie alle Eigenschaften zu angenehmen Maitressen, und folglich zu schlechten Weibern besäßen.

Julie war von allem das Gegentheil. Die Vernachlässigung ihrer Mutter war ihr eher vortheilhaft als nachtheilig gewesen. Sie blieb meist ihrer Amme überlassen, die zum Glück eine gute Person war, und nur aus Schwachheit und Liebe, nicht aus Liederlichkeit gefehlt hatte. Diese liebte die kleine Julie wie ihr eignes Kind: kein Wunder also, daß sich das Mädchen mehr an sie, als an ihre Mutter gewöhnte, die sich wenig um sie bekümmerte. Wenn man ihren Anzug betrachtet, so konnte man sie ohnmöglich für eine Schwester der beiden andern halten. Noch sichtbarer ward dieser Unterschied nach dem Tode des Hofraths, wo sie, sogar erwachsen, sich mit weit geringerer Kleidung begnügen mußte, oder höchstens von ihrer ältern Schwester die abgesetzten Fähnchen erhielt, wel-

che für die jüngste nicht mehr gut genug waren. Sie war von Jugend auf sehr natürlich, und konnte sich nicht in die gezwungenen Ziereveien ihrer Schwestern schicken, wodurch ihnen die Mutter einen Vorzug zu geben geglaubt hatte. Da sie wenig mit in Gesellschaft genommen wurde, so gewöhnte sie sich an das häusliche Leben, beschäftigte sich mit nützlichen Arbeiten, und las, wenn sie allein war, nebenbei ein gutes Buch, welches auf die Bildung ihres Verstandes und Herzens einen wohlthätigen Einfluß haben konnte. So sehr sie sich auch ihren Schwestern in allen Stücken nachgesetzt fühlen mußte, so hatte sie doch keinen Groll gegen sie, sondern besorgte ihnen ihre Kleidung und Wäsche mit schwesterlicher Gefälligkeit, half sie herausputzen, und erkaltete nie in ihrer Thätigkeit,

wenn

wenn man sie gleich nur wie eine Kammerjungfer behandelte. Sie stand der ganzen Wirthschaft vor, und ohne sie würde ihre Mutter nebst den beiden Schwestern die bisherige Rolle nicht einmal haben fortspielen können; denn bei der geringen Einnahme machte sie es durch ihre kluge Einrichtung und durch ihre Geschicklichkeit in der That allein möglich. Wenn Gesellschaft bei ihrer Mutter war, so kam sie, theils aus Mangel an schicklichen Kleidungsstücken, theils aus wirklicher Abneigung, nur selten zum Vorschein, und dann höchstens nur, wenn sie Thee einschenken mußte: war es ihr aber möglich, sich davon los zu machen, so fühlte sie sich überaus glücklich, und setzte sich dann zu ihrer treuen Amme, die bloß ihretwegen im Hause geblieben war. Freilich mußte dann zu-

weilen das gute Mädchen von ihrer Mutter hören, daß sie sich wohl schwerlich verthun, sondern ihr wahrscheinlich lebenslang auf dem Halse bleiben würde: aber sie trug das mit Geduld, und weinte dann in der Stille darüber. Die Schwestern hingegen wußten es ihr heimlich Dank, daß sie so selten erschien, denn es konnte ihnen nicht entgehen, daß, so schön sie sich auch dünkten, dennoch mancher verstohlne Blick, den sie gern selbst aufgefangen hätten, auf Juliens sanftem und bescheidenem Gesichte haften blieb. Und in der That übertraf sie ihre Schwestern nicht nur an schönem Wuchs, sondern auch an sanften Reizen des Gesichts, wenn sie sich schon nicht darauf verstand, diese Vorzüge geltend zu machen.

Doch es kam nun der Zeitpunkt, wo in dem Hause der Hofräthin eine große und unerwartete Veränderung vorgehen sollte. Ihre Töchter waren erwachsen, und noch war, trotz allem zuvorkommenden Wesen der ältesten und jüngsten, und trotz aller Erleichterung von Seiten der Mutter, noch keinem von den Verehrern der beiden gefälligen Schwestern, die doch täglich das Haus besuchten, das kleinste Wörtchen entwischt, was nur irgend eine Ahnung von einem Heirathsantrage hätte erwecken können. Schon mehrere Male hatte die Hofräthin in der Stille den Kopf darüber geschüttelt: allmählig begann sie nun auch ihre Besorgniß gegen die Töchter zu äußern, denen die Zeit ohnedieß schon lang genug währte; und in solchen hypochondrischen Stunden mußte gewöhnlich die arme Ju-

lie den dadurch erregten Mißmuth entgelten; denn sie war es natürlich, welche das Glück ihrer Schwestern hinderte, weil es offenbar schien, als scheue man sich in eine Familie zu treten, wo ein Glied derselben, durch sein gemeines Benehmen, so wenig zu Personen von Stande passe; wie denn das auch, nach der Auslegung der Mutter, die Seitenblicke bewiesen, die sie zuweilen am Theetisch erhielt.

O weine nicht so, vortrefliche Julie, in deiner einsamen Kammer, über den Unstern, der dich verfolgt! Dulde und hoffe! Dein Herz ist zu edel, um lange leiden zu dürfen. Ein höheres Wesen, das die Tugend belohnt, reiht diese Thränen der Wehmuth, die, ungemischt mit Bitterkeit und Haß, von deinen Wangen

gen fließen, in einen festlichen Kranz zu deinem verdienten Triumphe. Dann erscheinen sie einst als köstliche Perlen in deinem bräutlichen Haare, und glänzen bescheiden, wie die Thränen der Wonne, die ein seliges Gefühl aus der Fülle eines schönen Herzens, in den reinen Crystall seines truglosen Spiegels empordrängt.

Noch einige Wochen früher, als die Nachricht von dem Tode des Geheimeraths und seinen eben so willkommnen als unerwarteten Vermächtnissen anlangte, war ein junger Mann in dem Hause der Hofräthin aufgeführt worden, der bei Frauenzimmern und Mannspersonen allgemeinen Beifall fand. Sein Name war Romberg. Er befand sich auf Reisen, und weil ihm das gesellschaftliche Leben an diesem Orte zu gefallen schien, so ver-

verweilte er länger, als er sich anfangs über die Zeit seines Aufenthalts erklärt hatte. Durch das Haus, wo er seine Gelder empfing, erfuhr man gar bald, daß er ein beträchtliches Vermögen besitze und völlig unabhängig sei. Diese wichtigen Vorzüge wurden durch eine schöne Gestalt und äußere Liebenswürdigkeit unterstützt, und aus seinem ganzen Benehmen blickte ein edler Charakter hervor. Es hätte des letztern nicht einmal bedurft, um in dem Hause der Hofräthin sogleich aufs Korn genommen zu werden. Die Mutter empfing ihn stets auf die ausgezeichnetste Art, und Caroline und Henriette wetteiferten mit einander, ihm mit zuvorkommender Güte und Freundlichkeit zu begegnen. Es war auch sichtbar, daß er nirgends lieber war, als in dem Hause der Hofräthin,

räthin; denn seine Besuche wurden immer häufiger und schienen für ihn eine angelegentliche Beschäftigung geworden zu seyn. Er unterhielt sich bald mit Carolinen, bald mit Henrietten, und schien beide mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Nach und nach beschäftigte er sich immer mehr mit der Mutter; und dieß war ein sicheres Merkmal, daß sein Herz im Belagerungsstande war; denn natürlich mußte erst die Mutter gewonnen werden, ehe er sich dem Herzen, das ihn schon so gut als gefangen hatte, mit Sicherheit ergeben konnte. Nur konnte die Hofräthin noch nicht ausfindig machen, wer von beiden die glückliche sei, auf die er sein Augenmerk gerichtet habe. Sie forschte bei beiden Töchtern nach, ob sie nicht aus dem, wie er sich gegen sie benommen, eine wahrscheinliche Vermu-

thung ziehen könne; aber beide waren ihrer Sache so gewiß, daß die Mutter weislich dafür hielt, er schwanke nur noch in seiner Wahl, und daher für rathsam erachtete, sie unvermerkt auf Carolinen zu lenken, weil es doch der Klugheit gemäß sei, die reifsten Früchte zuerst wegzuschaffen.

Die Mutter suchte nun Henrietten auf den Plan, den sie beabsichtigte, vorzubereiten, und stellte ihr vor, wie sie nicht glauben könne, daß Romberg auf eine andere als Carolinen das Auge geworfen habe, und rieth ihr daher, sich von ihm ein wenig zurückzuziehen; denn wäre ihre Vermuthung gegründet, so könne es ihr ohnedieß nichts helfen, wenn sie sich ihm zu sehr aufdränge; wäre aber sie der Gegenstand seiner Wünsche, so

würde diese kleine Entfernung von ihm seine Erklärung für sie desto entscheidender machen. Dieser Vorschlag wollte aber Henrietten nicht im mindesten gefallen: sie behauptete am besten beurtheilen zu können, was sie von Herrn Rombergs Betragen gegen sie zu denken habe, und sei keineswegs gesonnen, ihr Glück muthwillig aufs Spiel zu setzen. Die Mutter mochte ihr die Sache vorstellen, wie sie wollte: Henriette mochte nun einmal den Thee heute nicht einschenken; und da sich Caroline ebenfalls nicht dazu verstehen wollte, so mußte endlich, wie sich das bei solchen Kindern von selbst ergiebt, die Mutter nachgeben, und Julien befehlen, in ihrem besten Anzuge zu erscheinen und den Thee zu besorgen.

Julie war sehr froh gewesen, daß man ihr dieses Geschäft bisher erlassen hatte. Seit Rombergs Abwesenheit war sie nicht zum Vorschein gekommen, und nun ward es ihr noch saurer, aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten. Allein sie war gewohnt zu gehorchen, und durfte auch nicht, wie ihre Schwestern, auf Nachsicht rechnen. Sie erschien, aber nicht eher, als bis die Stunde ihres Berufs gekommen war. Ihre Schwestern hatten sich einander schon mit der größten Eifersucht bewacht und sich allen möglichen Abbruch zu thun gesucht. Auch die Mutter war nicht unthätig gewesen: aber Romberg war sich in seinem Betragen völlig gleich geblieben.

Als Julie mit ihrem bescheidenen

Wesen,

Wesen, das keine Aufmerksamkeit verlangte, in das Zimmer trat, wendete sich ein Herr, der bisher Carolinen am meisten zugethan gewesen war und sich itzt gänzlich vernachlässiget sah, aus einer kleinen Bosheit zu Romberg, der eben mit Carolinen sprach, und erbot sich, ihn der mittelsten Tochter vom Hause vorzustellen. Romberg ging mit ihm auf sie zu, und Julie gerieth in große Verlegenheit darüber, weil sie dieser Ehre nicht sehr gewohnt war. Romberg gab ihr in sehr verbindlichen Worten sein Bedauern zu erkennen, daß er erst heute das Vergnügen habe, ihre Bekanntschaft zu machen. Julie erwiederte darauf mit der bescheidensten Anmuth, sie hätte einmal die Wirthschaft des Hauses übernommen, und diese erlaube ihr nur selten, an der Gesellschaft Theil zu nehmen;

men; und hiermit drehte sie sich halb nach ihrem Theetische zu, um sich ihrem Geschäfte zu widmen. Er äußerte darüber einige Worte, die eine Art von Lobspruch enthielten, und wendete sich dann mit einer Verbeugung von ihr weg. Die Hofräthin war darüber in Todesängsten gewesen, und sann schon, wie sie den üblen Eindruck, den Juliens einfältiges Benehmen auf ihn gemacht haben müsse, wieder austilgen wollte; aber Romberg, der sogleich auf sie zugegangen war, um ihr eine Artigkeit über ihre Töchter zu sagen, beruhigte sie darüber gänzlich; und weiter war ja nichts bei einem solchen Mädchen zu fürchten. Mitten unter dem Gespräch sah zwar Romberg dann und wann nach Julien hin, aber, war es nun absichtlich oder weil er von ihren Verhältnissen im Hau-

se etwas vernommen hatte, er näherte sich ihr diesen Abend nicht wieder.

Nach dem Thee begab sich Julie hinweg, aber doch langsamer als gewöhnlich. Sie empfand eine gewisse Zufriedenheit, daß sie nicht beschämt worden war; ja es that ihrem Herzen wohl, daß der Fremde sie doch auch bemerkt und sogar gelobt hatte. Sie kam ziemlich heiter zu ihrer Amme, und beschrieb ihr den artigen Mann, von dem sie doch selbst nur wenig wußte; aber es war ihr, als wenn sie recht viel von ihm wüßte.

Das nächste Mal ging sie mit weniger Widerwillen in das Gesellschaftszimmer, wo Romberg ihrer schon längst geharrt hatte. Sobald sie herein getreten war, stand er vom Stuhle auf und

ging ihr entgegen. Ich vermißte Sie schon längst, sagte er ihr in einem gewissen Tone, der sie schon in ihrem Wissen von ihm ein gutes Stückchen weiter bringen konnte, wenn er ihr auch schon nicht das mindeste gesagt hätte. Aber er setzte noch bedeutend hinzu: Gestern waren Sie auch so zeitig weggegangen, und ich wünschte mir doch das Vergnügen, Sie immer zu sehen. Julie machte eine Verbeugung, und ein sanftes Roth überzog ihr ganzes liebliches Gesicht. Romberg wendete sich mit aller Unbefangenheit wieder zur Gesellschaft. Es ist ein allerliebster Mann, sagten die beiden andern Schwestern für sich, die nichts als natürliche Artigkeit darin gesehen hatten. Julie sagte gar nichts für sich: aber es ging diesen Abend etwas langsam mit dem Thee.

Armes Julchen! sagte die Amme, als sie dieselbe am nämlichen Abend allein und in Gedanken fand: muß es denn nun eben seyn, daß Sie den Thee einschenken? Können Sie sich denn gar nicht wieder davon los machen? — Es will nicht gut gehen, erwiederte das sanfte Mädchen, und es möchte auch zu sehr auffallen, wenn ich mich gar nicht mehr sehen ließe.

Die Zeit war abermals gekommen, wo sie ihr Amt verrichten sollte. Sie schien dießmal absichtlich zu zögern, bis die Theemaschine in das Zimmer getragen war, um sogleich in volle Beschäftigung zu treten. Die Gesellschaft war diesen Abend etwas zahlreicher, und Romberg stand gerade mit einigen Herren nicht weit von der Thüre, als sie

her-

hereintrat. Ihr erster Blick fiel auf Romberg, weil sein Gesicht nach der Thüre zugekehrt war. Ganz natürlich ging er gerade auf sie zu und bewillkommnete sie, und das Wenige, was er ihr sagte, war wieder so bedeutungsvoll, wenn gleich für die übrigen Herren, die seinem Beispiele folgten, nichts als Artigkeit und Lebensart darin lag. Julie begann ihr Geschäft, und die Herren traten dann einige Schritte zurück und sprachen weiter. Es war davon die Rede, daß Romberg seinen Bedienten dringender Umstände wegen verschicken müsse, und daß er dadurch genöthiget sei, noch einen andern Bedienten anzunehmen. Julie hatte dieses gleichgültige Gespräch mit angehört, aber für sie war es nichts weniger als gleichgültig gewesen, wenn es schon nicht die mindeste Beziehung

auf

LB Coburg

auf sie selbst hatte. Als Romberg ihr nach einer Weile seine Tasse selbst einmal brachte, gewann sie es über sich, ihm zu sagen, sie hätte vorhin gehört, daß er einen Bedienten suche, und wenn er noch nicht versehen sei, so wisse sie einen jungen Menschen, dem sie gern einen guten Herrn wünsche. Romberg erwiederte ihr, daß ihm keine Empfehlung wichtiger seyn könne, als die ihrige. Aber glauben Sie auch, fuhr er fort, daß er in mir einen solchen Herrn finden werde, wie Sie ihn wünschen? Wie sollte ich daran zweifeln können, versetzte Julie erröthend: wollen Sie ihn sehen, so will ich es seiner Mutter sagen, daß sie ihn zu ihnen sende. Romberg dankte ihr mit vieler Wärme, und bat sie, ihm den jungen Menschen so bald als möglich zu schicken, weil er entschlossen sei, ihn sogleich

anzunehmen. Sie reichte ihm nun die volle Tasse zurück, und Romberg konnte nicht unterlassen, dem vortreflichen Mädchen aus Dankbarkeit die Hand zu drücken.

Juliens Herz war so voll und so glücklich, daß es sich nach einer Ergießung sehnte. Sie blieb nicht länger als nöthig war, und eilte dann zu ihrer Amme, um ihr die wichtige Neuigkeit mitzutheilen, daß sie ihren Sohn bei Romberg in Dienst gebracht habe, und daß sie ihn morgen früh ja gleich zu ihm schicken solle. Die Mutter war außerordentlich froh darüber, denn nun, da er sich mit dem Frisiren, wie mit dem Schreiben und Rechnen, recht gut behelfen konnte, war es ihre einzige Sorge gewesen, ihn bei einer guten Herrschaft

unter=

unterzubringen. Sie fiel ihrer Julie um den Hals, und diese wußte ihr so bestimmt zu schildern, wie vortreflich er ankäme, als wenn sie mit Rombergs häuslichen Angelegenheiten schon längst aufs genaueste bekannt gewesen wäre. Sie war so zufrieden mit sich, ihrer guten Amme einen so wichtigen Dienst geleistet, und dem jungen Menschen, der ihr Milchbruder war, einen so guten Platz verschafft zu haben, daß sie vielleicht selbst glaubte, die ganze Fülle ihrer Empfindungen rühre bloß von diesem Bewußtseyn her.

Der junge Mensch gefiel und ward sogleich angenommen. Indessen war es doch nöthig, etwas von seinem Herkommen zu wissen. Romberg fragte ihn also nach seiner Mutter, und da erfuhr er denn,

denn, daß sie Juliens Amme gewesen und bei der Hofräthin noch immer in Diensten sei. Es war natürlich, daß Julie mehrmals auf das vortheilhafteste dabei erwähnt werden mußte: aber so groß auch das Vertrauen, wie Romberg gegen ihn äußerte, auf Juliens Empfehlung sei, so finde er es doch nöthig, auch mit seiner Mutter zu sprechen, und befahl ihm also, sie zu ihm zu schicken. Diese erschien noch am nämlichen Vormittag, und versicherte ihn, daß er an ihrem Sohne einen eben so treuen Menschen, als ihr Sohn, wie sie von Mamsell Julchen wisse, an ihm einen gütigen und vortreflichen Herrn haben werde. Romberg versetzte hierauf, daß es ihn freue, von einem so liebenswürdigen Frauenzimmer, wie Julie sei, so günstig beurtheilt zu werden. Darauf können Sie

sich auch wirklich etwas einbilden, sagte die treuherzige Amme, denn, so gut und freundlich auch Julchen gegen Jedermann ist, so sind doch alle die Herren, die bei ihrer Mutter aus und eingehen, ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack. Nun ergoß sich über ihre Lippen ein Strom von Lobeserhebungen, in die Juliens ganze Verhältnisse im mütterlichen Hause, so wie alle ihre Verdienste und Vollkommenheiten, mit eingeflochten waren, und die sie immer vom neuen zu wiederholen nicht müde werden konnte. Romberg erfuhr demnach durch ihre gutmüthige Geschwätzigkeit alles, was er wissen wollte, und darunter war ihm freilich das allerwichtigste, daß er sich, nach dem was er gehört hatte, von der völligen Freiheit ihres Herzens versichert halten konnte.

Es bedarf wohl keiner weitern Erwähnung, daß Rombergs Herz von der liebenswürdigen Julie ganz eingenommen war. Ihre edle Gestalt, ihr sanfter Reiz, ihre demüthige Bescheidenheit, ihr natürliches Wesen und ihre Häuslichkeit, durch welche Vorzüge sie sich von ihren Schwestern so sehr unterschied, hatten ihn dergestalt angezogen, daß er sich der täglich zunehmenden Regung einer innigen Liebe für sie gänzlich zu überlassen wagte. Bisher hatte er sich behutsam gegen sie benommen, um sich des Vergnügens, sie öfter zu sehen, nicht zu berauben; aber nun war er fest entschlossen, sich ihres Herzens, wo möglich, auf immer zu versichern.

Juliens Phantasie irrte auf einem Meere von dunklen Empfindungen umher.

her. Sie fühlte sich glücklicher, als sie jemals gewesen war, und lernte sich selbst mehr schätzen, seit es Jemanden gab, der ihren Werth zu bestimmen wußte. Aber dieß stille Gefühl ihrer selbst war in eine so sanfte Demuth gehüllt, daß nicht sie, sondern derjenige dabei in ihrer Vorstellung gewann, der dieses Gefühl geweckt, oder doch wenigstens gehoben hatte. Romberg lebte in ihrem Herzen, und sie wähnte, er käme ihr nur immer in die Gedanken, weil er ihr gütiger und achtungsvoller, als alle andere Menschen, begegne. Sie empfand das mit einer Anspruchlosigkeit, die mit der ganzen Unbefangenheit ihrer Seele zusammenstimmte: sie freute sich der Stunde, wenn sie ihn wieder sehen würde, und wünschte sich immer um ihn zu seyn; sie hätte sich vollkommen glücklich ge-

schätzt, wenn er ihr Bruder gewesen wäre.

Doch die Stunde kam, wo diese genügsamen Gefühle allmählig in die seligsten aller Empfindungen zusammenschmelzen und einen unermeßlichen Umfang erhalten sollten. Eines Nachmittags, als sie ganz allein zu Hause war, und sich eben mit Umänderung eines Kleides für ihre ältere Schwester beschäftigte, ward von der Amme die Thüre geöffnet und Romberg trat herein. Julie ward über und über roth, je näher er ihr kam. Er entschuldigte seine Erscheinung mit allem, womit sie sich entschuldigen ließe, und äußerte, daß er nicht hätte wieder hinweg gehen können, ohne ihr seinen innigsten Dank für die Empfehlung des jungen Menschen darzubringen, mit dem er ungemein zu-

frieden

frieden sei, und dessen Glück ihm eine angelegentliche Sorge seyn werde. Julie sammelte sich wieder ein wenig, und dankte ihm für seine gütigen Absichten. Romberg erwiederte hierauf, daß nicht sie, sondern er ihr dafür verbunden sei, so wie für alle die glücklichen Augenblicke, die er in ihrer Gesellschaft gelebt, wenn es gleich nur Augenblicke wären. Juliens Wangen färbten sich wieder höher: sie schien etwas darauf sagen zu wollen, aber es erstarb zwischen ihren Lippen und Romberg half ihr selbst aus dieser Verlegenheit. Er sprach von ihrer Liebe zur Einsamkeit und Häuslichkeit, bekümmerte sich um ihre Arbeit, die sie eben vor hatte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß sie diesen Putz nicht für sich, sondern für eine ihrer Schwestern bereitete. Romberg bewunderte ihre Selbstverläugnung,

daß

daß sie, während ihre Schwestern der Annehmlichkeiten der Gesellschaft genössen, sich zu Hause mit ihrem Putz beschäftige. O das kostet mir nicht das Mindeste, sagte sie lächelnd: ich bin weit lieber zu Hause als in Gesellschaft, und lassen es meine Geschäfte zu, so genügt mir an der Gesellschaft eines guten Buchs. Romberg wußte viel darüber zu sagen, wie viel sie den gesellschaftlichen Cirkeln, durch ihre Entfernung davon, entzöge; aber er gestand freimüthig, daß sie auch für ihn kein Verlust seyn würden, wenn er seine Zeit immer so glücklich, wie diese Minuten, zubringen könnte. Bei diesen Worten ergriff er ihre rechte Hand, und hielt sie in den seinigen. Überhaupt, sprach er, hegt mein Herz eine Hochachtung für sie, die mit keiner andern zu vergleichen ist. Wie

glücklich würde ich mich preisen, wenn ich Sie meine Freundin nennen dürfte! Hiermit bückte er sich auf ihre Hand und küßte sie.

Julie gerieth in eine Verlegenheit, in der sie sich noch nie befunden hatte. Ihre Wangen glühten und ihr Blick sank zur Erde. Sie hatte keinen Grund, ihre Hand wegzuziehen, und daher machte sie auch keine Bewegung dazu; aber es war auch nichts absichtliches bei diesem Hingeben. Sie war von so mancherlei Empfindungen bestürmt, um Besonnenheit genug zu haben, sich anders zu zeigen, als es ihr Herz gewollt hätte. Sie blieb auch hier natürlich, wie sie immer war, und zeigte dadurch die Reinheit ihrer Seele von der schönsten Seite. Romberg weidete sich einige Augenblicke an

ihrer Unruhe. Dann führte er ihre Hand abermals zum Munde, und fragte sie mit bittender Stimme: Wollten sie wohl meine Freundin seyn, vortrefliche Julie? Oder halten Sie mich Ihrer Freundschaft unwerth? — O nein, erwiederte sie sanft, Sie sind ein edler Mann, der wahre Hochachtung verdient: aber was kann Ihnen meine Freundschaft nützen, setzte sie in aller Unschuld hinzu, denn wenn Sie uns einmal verlassen haben, dann — dann — O die meinige wird Ihnen ewig bleiben, fiel er ihr in die Rede, und zum Pfande nehmen Sie diesen Kuß. Hiermit küßte er sie auf die Stirne, und dann nochmals ehrerbietig auf die Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, und bat deswegen um Verzeihung. Ich verlasse sie itzt, liebenswürdige Julie, fuhr er fort, um Ihre

re Nachsicht nicht zu mißbrauchen, aber ich nehme Empfindungen mit mir hinweg, die mich unendlich glücklich machen.

Julie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Sie hielt die Hand auf den Ort, wohin er sie geküßt hatte, und hörte noch lange den Nachhall seiner letzten Worte. Sie dachte wenig, aber sie empfand sehr viel. Sie war wie in einen Traum versunken, ohne sich zu fragen, ob sie wirklich träume. Ihre Amme trat ins Zimmer: Julie sah ihr gerade ins Gesicht, aber sie hörte nichts von dem, was jene fragte. Die Amme schüttelte mit dem Kopfe, und ließ sie allein.

Während

Während Juliens Schwestern die Zeit über Rombergs Zögerung etwas lang zu werden anfing; die kluge Mutter selbst nicht mehr wußte, was sie davon denken sollte; und Julie allmählig hinter die wahren Empfindungen ihres Herzens gekommen war: erschien auf einmal ein Brief von Ellerbach, worin er der Hofräthin und ihren Töchtern den Tod des Oheims bekannt machte, und zugleich einen Auszug aus dem Testamente vorlegte, der auch die damit verbundene Heirathsbedingung enthielt. Der Brief war übrigens sehr ehrerbietig und freundschaftlich abgefaßt, und ließ, außer der Versicherung einer baldigen nähern Erklärung, die Absicht durchschimmern, daß es nicht an seinem Verfasser liegen würde, den wohlgemeinten Wunsch eines so gütigen Oheims in Erfüllung zu bringen.

Man denke sich den Eindruck, den diese unvermuthete Nachricht in allen Gemüthern der Familie hervorbrachte. Das hätte ich nimmermehr gedacht! rief die Mutter voll Erstaunen aus. O das ist herrlich! jubelten Caroline und Henriette. Nun soll er mir kommen, der Herr Romberg! sagte jene. Und alle die übrigen Herren! setzte diese hinzu. O der gütige Oheim! dachte Julie bei sich selbst; und die geheime Freude, die sie darüber empfand, vermischte sich im nämlichen Augenblick mit den süßen Hoffnungen ihres liebevollen Herzens.

Die Mutter und die Lieblingstöchter waren bald einig mit einander, daß man dieses frohe Ereigniß nicht verschweigen dürfe. Sie nahmen sich vor, sich in ihre Rollen recht einzuspielen, und eilten,

was sie konnten, den Trauerputz herbei zu schaffen. Die gute Julie bekam alle Hände voll zu thun, obgleich noch eine besondere Putzmacherin, durch welche die traurige Begebenheit sogleich verbreitet ward, dazu angenommen wurde. In den ersten Tagen wurden nur Besuche von vertrauten Freundinnen angenommen, denen man die nähern Umstände nicht vorenthalten konnte, und diese hatten wieder Freundinnen, die sich verpflichtet hielten, diese wichtige Neuigkeit den ihrigen mitzutheilen. Da nun diese und jene mitunter auch Freunde besaß, so kam die ganze Sache, der Absicht gemäß, ziemlich geschwind unter die Leute.

Sobald es der Wohlstand nur einigermaßen erlaubte, oder richtiger gesagt, sobald die Modetrachten der Trauer geschaffen

schaffen waren, stand das Haus der Hofräthin den gewöhnlichen Gesellschaften wieder offen. Man drängte sich herbei, um Condolenzen abzustatten, die sich in Glückwünsche endigten, und ward mit einer Feierlichkeit empfangen, welche mehr die eingetretene Glücksveränderung als Betrübniß und Trauer anzeigte, die natürlich auch nicht wohl Statt finden konnte.

Das erste Mal fiel dieses Benehmen nicht auf: die Herren hatten auch genug damit zu thun, ihre Bemerkungen zu machen, wie vortreflich den Damen die Trauer stehe; und manche darunter gaben sich die größte Mühe, als wahre Bewunderer zu erscheinen. Selbst Julie, die sich in ihrem Betragen vollkommen gleich blieb, erfuhr nicht weniger

Schmei-

Schmeicheleien als ihre Schwestern; und so sehnlich sie auch gewünscht hatte, Romberg wieder zu sehen, so stritt doch eine gewisse Schüchternheit mit dieser Sehnsucht, und das Gedränge um sie her war ihr daher weniger zuwider, weil sie dadurch Gelegenheit bekam, ihre Verwirrung zu verbergen. Romberg konnte sich ihr aber doch in einem unbemerkten Augenblicke nähern. Sie wurde roth und sah zur Erde nieder; doch antwortete sie ihm mit ihrer gewöhnlichen Sanftheit. So sehr ich Ihnen das größte Glück des Lebens gönne, sagte er leise beim Hinweggehen, so bin ich doch mit mir selbst uneins, ob ich mich über das Glück, was Ihnen zugefallen, freuen soll oder nicht.

Nach und nach zeigte sich's endlich deut-

deutlich, daß Caroline und Henriette ihren Ton höher zu stimmen suchten. Sie waren nicht mehr so zuvorkommend wie sonst, sondern betrugen sich ziemlich kaltsinnig und spröde. Besonders zeichneten sie sich auf diese Weise gegen Romberg aus, der es aber auf keine Weise bemerken wollte. Beide Schwestern reizten einander recht an, ihm auf alle mögliche Art zu zeigen, daß ihnen gar nicht so viel an ihm gelegen sei, als er sich vielleicht einbilde: aber sie hintergingen sich einander beide; denn Romberg war ein gar zu liebenswürdiger Mann, und keiner von beiden war es gleichgültig, daß er sich in sein Schicksal so zu finden schien. Als sie endlich sahen, daß es auf diesem Wege noch weniger gehen wollte, thaten sie wieder freundlicher und gefälliger, und äußerten mehrmals, wenn sie nur irgend

eine

eine entfernte Veranlassung dazu bekamen, vernehmlich genug: die Erbschaft sei wohl eine ganz gute Sache, aber die Heirathsbedingung sei doch wirklich etwas lästiges und unangenehmes; denn wollten sie sich nicht selbst schaden, so müßten sie sich eine förmliche Musterung gefallen lassen, und dann erst gewärtig seyn, ob auch wohl eine von ihnen dem Herrn Cousin anständig sei, oder ob sie vielleicht alle das Unglück haben würden, ihm zu mißfallen. Ich, meines Orts, thue auf seine ehrenvolle Erwählung gern Verzicht, sagte Henriette mit einigem Nasenrümpfen. Und gesetzt, es ließe sich auch nichts gegen ihn einwenden, versetzte Caroline, so hat das Ganze doch immer ein besonderes Ansehen, und mit seinem Herzen schaltet man gern nach seinem eigenen Gefallen. — Dessen ungeachtet

waren

waren doch beide nichts weniger als gesinnt, dem Herrn Cousin den Korb zu geben, sobald nur nichts erhebliches gegen ihn einzuwenden wäre, und falls nicht Romberg ihm etwa noch zuvorkommen sollte.

Nach einiger Zeit ließ sich eines Vormittags der Pfarrer von dem Ellerbachischen Guthe bei der Hofräthin und ihren Töchtern anmelden. Man fuhr vor Neugier mit den Köpfen zusammen, und der Herr Pfarrer ward angenommen. Er war ein würdiger Mann, der Ellerbachs Freund zu seyn in aller Absicht verdiente, und zugleich ungemein viel Lebensart besaß. Die Hofräthin empfing ihn mit vieler Freundlichkeit: Caroline und Henriette aber waren in das Neben-

zimmer entwischt, um die Absicht dieses unvermutheten Besuchs an der Thüre zu erforschen. Nach den gewöhnlichen Entschuldigungen äußerte nun der Pfarrer, daß er, da er einmal in hiesige Gegenden gereiset sei, von seinem neuen Kirchenpadron, ihrem Herrn Neffen, den Auftrag erhalten habe, seiner verehrtesten Frau Tante und ihren Desmoiselles Töchtern die Aufwartung zu machen, und sowohl über die Erbschaftsangelegenheiten als auch über einen noch andern damit verbundenen Gegenstand ausführlich mit ihnen zu sprechen. Die Hofräthin erwiederte, daß ihr sein Besuch sehr angenehm sei, und daß sie recht sehr wünsche, ihren Neffen persönlich kennen zu lernen; übrigens gedachte sie auch des vortreflichen Charakters ihres seligen Herrn Schwagers, den sie immer au-

ßerordentlich geschätzt habe, wie auch seiner ansehnlichen Vermächtnisse für ihre Töchter, nebst der beigefügten Bedingung, zu deren Erfüllung sie, als Mutter, sehr gern ihre Beistimmung geben wolle, falls ihr Neffe sich derselben zu unterwerfen gedenke, und ihre Töchter, denen sie hierin eine völlige Freiheit gestatte, nichts dagegen einzuwenden hätten. Der Pfarrer äußerte hierauf, daß dieß gerade den Hauptgegenstand seines Auftrags ausmache, und bat, um sich desselben in aller Form zu entledigen, ihre Desmoiselles Töchter ebenfalls daran Theil nehmen zu lassen, da er sie doch am meisten angehe. Die Mutter erhob sich also, die beiden Töchter aus dem Nebenzimmer zu holen, und stellte sie ihm vor; die dritte, meinte sie, sei mit wirthschaftlichen Angelegenheiten beschäftiget

get und werde vielleicht nicht dabei nöthig seyn; aber der Pfarrer bat dennoch mit vieler Artigkeit um ihre Gegenwart, und die Mutter ließ sie also ebenfalls herbeirufen.

Als sie alle beisammen waren, erklärte er zuerst, nach abgelegten Höflichkeits-Bezeugungen von Ellerbach, daß er von ihm den Auftrag erhalten habe, ihnen über die bewußte Bedingung im Testamente seine nähern Gesinnungen zu eröffnen. Obgleich weder dem Erben noch den Erbinnen dadurch ein Zwang auferleget sei, so habe doch Herr Ellerbach gleich anfangs bei sich beschlossen, den Wunsch seines gütigen Oheims, wo möglich, zu erfüllen, und einer seiner liebenswürdigen Cousinen, unter den gehörigen Voraussetzungen, seine Hand anzubieten.

Von Ihrer Frau Mutter, wendete er sich zu den drei Schwestern, habe ich bereits die Versicherung erhalten, daß sie ihre Beistimmung nicht versagen werde: es hängt also bloß von derjenigen ab, der er sein Herz und seine Hand anbietet, ob sie die Seinige werden und ihn glücklich machen will. Seine Wahl ist bereits entschieden —

Aber wie ist das möglich? Er kennt sie ja nicht — fiel ihm die Hofräthin in die Rede, während ihren Töchtern das Herz, wiewohl aus ganz verschiedenen Ursachen, nicht wenig klopfte.

Das scheint freilich seltsam, erwiederte der Pfarrer; aber Sie werden alles begreifen, wenn Sie von den Ursachen

seiner

seiner Wahl vollkommen unterrichtet seyn werden. Herr Ellerbach ist ein eben so verständiger als sein empfindender Mann, und der Gegenstand ist ihm viel zu wichtig, als daß er die Glückseligkeit seines Lebens so leichtsinnig aufs Spiel setzen sollte. Er ist gewohnt, nach Grundsätzen zu handeln, und wünscht seine künftige Gattin eben so glücklich zu machen, als er es durch sie zu werden hofft.

Das ist mir alles unbegreiflich, sagte die Hofräthin. — Wissen Sie denn, auf welche seine Wahl gefallen ist?

Er hat sich mir ganz anvertraut, erwiederte der Pfarrer, und ich bin deswegen hier, um bei Ihnen und ihr selbst um ihre Hand zu werben. Aber es soll dann immer noch von seiner Erwählten

abhän-

abhängen, das gegebene Wort zurückzunehmen, wenn sie in ihm bei näherer Bekanntschaft den Mann nicht finden sollte, wie sie sich ihn wünschen würde.

Das läßt sich wohl noch hören, versetzte die Hofräthin: aber bei allem dem ist es doch sonderbar — Und welche von meinen Töchtern meint er denn?

Ungeachtet er Allen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so hat er sich doch, weil er an einem Frauenzimmer, außer den eigentlichen Vorzügen des Verstandes und Herzens, die Liebe zur Häuslichkeit und Wirthschaftlichkeit mehr als alle andere Kenntnisse und Geschicklichkeiten schätzt, für Mademoiselle Julie erklärt.

Hier stieg das Blut der armen Julie mit aller Gewalt ins Gesicht; die beiden andern Schwestern erblaßten, und die Nase der Mutter schien sich etwas in die Länge zu dehnen. Julien drangen die Thränen in die Augen, und sie erklärte mit einer Wärme, die selbst ihre Verwandten nicht an ihr gewohnt waren, sie könne ihrem Vetter nie ihre Hand geben, und wenn er auch der vortreflichste Mann wäre.

Nicht so rasch, liebe Mademoiselle, entgegnete ihr der Pfarrer: Sie kennen ihn noch nicht. Ich bin gewiß, daß Sie ihm ihre Hand nicht versagen werden. Julie bekräftigte es aber nochmals, und ihre Wärme stieg mit jedem Worte. Die übrigen hatten bisher geschwiegen, um sich von ihrem Erstaunen zu erholen.

Aber

Aber woher weiß er denn, hub endlich die Mutter an, daß Julie sich besser für ihn schicke? Vielleicht würde er ganz anders urtheilen, wenn er selbst zugegen wäre.

Er verläßt sich hierin auf einen Freund, sprach der Pfarrer, mit dem er so ganz übereinstimmt, daß sie beide nur ein Herz und eine Seele ausmachen. Es ist einer so liebenswürdig und gleichdenkend wie der andere. Sie kennen ja Herrn Romberg.

Romberg! riefen alle mit Verwunderung aus. — Die Reihe zum Erblassen kam nun an Julien. Sie wollte sich entfernen, aber der Pfarrer faßte sie bei der Hand, und bat sie dringend zu bleiben. O lassen Sie mich immer, lieber

der Herr Pfarrer, sprach sie mit bewegter Stimme: ich bin hier ganz unnütz, ich habe meine Meinung erklärt, und ich kann sie nie ändern.

Nie? sagte der Pfarrer lächelnd. Auch nicht wenn Romberg Ihr Cousin selbst wäre?

Julie verstummte, und ihre Hand zitterte in des Pfarrers Hand. In ihrem Innern entstand ein gewaltiger Aufruhr; süße Ahnung kämpfte mit Angst; doch behielt letztere noch die Oberhand. Die Hofräthin und ihre beiden andern Töchter sahen sich mit Erstaunen an.

So ist es auch wirklich, hub der Pfarrer wieder an. Herr Ellerbach hofft von Ihnen allen Verzeihung zu erhalten. Der Schritt, den er thun

wollte,

wollte, war so wichtig, daß er für gut fand, Ihr Haus unter einem andern Namen zu besuchen; und er that das theils um Ihrer selbst willen, theils um in seiner Wahl desto unbefangener und sicherer zu Werke gehen zu können.

Ich muß gestehen, fing die Hofräthin kopfschüttelnd an, und sah dabei aus, als wenn sie sich beleidiget fühlte — aber der Pfarrer ließ sie nicht ausreden. Verzeihen Sie, Frau Hofräthin, sprach er, daß ich Sie unterbreche: entscheiden Sie selbst, ob die Art und Weise, wie er gehandelt, nicht wirklich zartes Gefühl anzeigt. Gesetzt, er wäre unter seinem wahren Namen gekommen, und hätte dann unter ihren Desmoiselles Töchtern — denn Liebe läßt sich ja nicht gebieten — keine gefunden, die er sich,

bei seiner Art zu denken, zur Gattin gewünscht hätte: wäre es dann nicht eine Art von Beleidigung für Sie gewesen, wenn das Abkommen der Erbschaftsangelegenheiten dieses Geständniß enthalten hätte? Itzt fallen alle diese Unannehmlichkeiten weg; er ist nicht in dieser Gestalt bei Ihnen erschienen; es findet nicht der mindeste Schein von Beleidigung Statt; seine Hand hat er nur einer seiner Cousinen anbieten können, und natürlich hat er nach seinem Herzen gewählt.

Die Hofräthin wußte nicht, wie sie sich dabei nehmen sollte. Caroline und Henriette sagten sich etwas ins Ohr, und waren im Begriff das Zimmer zu verlassen. Aber der Pfarrer bat sie, zu bleiben, weil er ihnen noch etwas zu sagen

gen habe, was Ihnen allen hoffentlich sehr angenehm seyn werde. Herr Ellerbach, sprach er, ist gesonnen, einer jeden seiner beiden Cousinen zu ihrem Vermächtniß noch viertausend Thaler zuzulegen, und seine Frau Tante ersucht er, wenn sie bei Julien seine glückliche Fürsprecherin wird, dreihundert Thaler jährlich zu ihrer größern Bequemlichkeit von ihm anzunehmen.

Auf einmal heiterten sich alle Gesichter auf, und zum ersten Male blickte Julie wieder in die Höhe. Man stammelte einige Worte von edelmüthiger Gesinnung und Erkenntlichkeit, und endlich erklärte die Hofräthin, sie bleibe ganz bei dem, was sie gleich anfangs gesagt, daß sie seinen Absichten auf keine Weise entgegen seyn werde; übrigens aber sei sie

über die Güte ihres Neffen so gerührt, daß sie itzt nicht im Stande sei, ihre Empfindung gehörig auszudrücken.

Aber nun hab' ich noch einen Auftrag an Sie, vortrefliche Julie, sagte der Pastor. So innig auch Herr Ellerbach Sie liebt, so wünscht er Ihre Hand doch nur Ihrem Herzen zu verdanken. Sollten Sie hingegen wirklich Gründe haben, die Sie nöthigten, seinen Antrag auszuschlagen, so will er Sie keineswegs bestürmen, so schmerzlich es ihm auch seyn würde, seine schönsten Hoffnungen zertrümmert zu sehen; sondern er verdoppelt dann das Vermächtniß Ihres Oheims, um Ihnen zu beweisen, wie gern er sein Glück mit Ihnen getheilt hätte. — Könnten Sie diesen Mann wohl ausschlagen?

Julien stürzten die Thränen aus den Augen. O der vortrefliche Mann! rief sie aus, und richtete ihre weinenden Augen gen Himmel. Verdien' ich auch das Herz eines solchen Mannes? Er besaß das meinige, ehe ichs selbst wußte. Sein Vermögen gilt mir nichts: ich würde ihn vorgezogen haben, wenn er auch arm gewesen wäre.

Der Pfarrer sah eben nach der Uhr, als Ellerbach plötzlich zur Thüre herein trat. Er sah überall die Schnupftücher vor den Augen und ahnete Gutes daraus. Man stand auf, ohne ihn anzureden. Bin ich glücklich? rief er aus, indem er Julien bei der einen und den Pfarrer bei der andern Hand faßte. — Julie hat Sie ausgeschlagen, sagte der Pfarrer lächelnd: Romberg ist glückli-

cher

cher als Ellerbach. — Gottlob! rief er voll Entzücken aus, nun bin ich vollkommen glücklich. Mit dem ganzen Feuer der Liebe führte er die geliebte Hand zum Munde, und empfand zum ersten Male ihren sanften Gegendruck. Hierauf eilte er zur Mutter und fragte sie kindlich, ob sie ihn zu ihrem Sohne, und zu den Schwestern, ob sie ihn zu ihrem Bruder annehmen wollten; und allen Lippen entflossen Empfindungen, die Bestätigung und Dankbarkeit athmeten.

Julie stand da wie das Bild der Tugend in ihrer himmlischen Glorie. Der glückliche Ellerbach schloß sie in seine Arme, und mit züchtiger Hingebung schmiegte sich das holde Mädchen, ihren rechten Arm auf seine Schulter gestützt, an sein freudetrunkenes Herz. Mein Romberg,

sagte sie mit innigem Gefühl, und schaute mit ihren sanften unschuldsvollen Augen zu ihm hinauf. Ellerbach blickte mit namenlosem Entzücken einige Augenblicke lang in diesen Himmel, und dann sank sein Mund auf den ihrigen.

Nach einigen Tagen ward ihre Verbindung in aller Stille vollzogen, und kurz darauf führte Ellerbach sein geliebtes Weib auf seine Güter, wo sie, durch geheime Veranstaltung des würdigen Pfarrers, der mit ihnen zurückreisete, von ihren Bauern festlich empfangen wurden. Ellerbachs erste Beschäftigung war, dem Stifter seines Glücks auf einem seiner Lieblingsplätze, wo sich ein rauschender Bach unter dichtbelaubten überhängenden Bäumen zwischen Felsen hin-

hindurchschlingt, ein Denkmal zu errichten. Hier wandeln sie oft beisammen, wenn sie sich von ihren nützlichen und wohlthätigen Beschäftigungen erholen, und halten ihre Rechnungen vollbrachter Pflichten gegen einander.

Belauschet sie hier, ihr unverdorbenen Mädchen und Jünglinge, und lernet von ihnen den Werth des häuslichen Glücks fühlen. Aber erinnert euch stets, daß es nur reinen und keuschen Herzen zu Theil wird. Seht, dort wandelt das glückliche Paar unter den hohen Platanen in traulicher Eintracht. Liebevoll hängt das treue Weib an dem glücklichen Gatten, und mit gleicher Treue umschlingt sie sein Arm uud drückt sie sanft an das ruhige Herz. Mit noch größerm Vergnügen, als sonst, mißt itzt

sein heiterer Blick den veränderten Umriß ihrer Gestalt, den ihm die frohe Amme schon längst verrathen hatte; und mit der nämlichen Unschuld, mit welcher Julie, das Mädchen, ihn entzückte, schaut Julie, das Weib, die ihm jetzt noch reizender geworden, voll sanften Gefühls ihrer neuen Würde, freudelächelnd zu ihm hinauf, und bestätiget die süßen Hoffnungen seines frohen Herzens.

Welch ein Bild! — O es giebt nichts schöneres in der ganzen Natur, als ein solches Bild des ehelichen Glücks.

sein heiterer Blick den veränderten Umriß jener Gestalt, den ihm die frohe Ahnung schon längst verrathen hatte; und mit der nämlichen Unschuld, mit welcher Julie, das Mädchen, ihn entzückte, schaut Julie, das Weib, die ihm jetzt noch reizender geworden, voll sanften Gefühls ihrer neuen Würde, freudelächelnd zu ihm hinauf, und bestätiget die süßen Hoffnungen seines frohen Herzens.

Welch ein Bild! — O es giebt nichts schöneres in der ganzen Natur, als ein solches Bild des ehelichen Glücks,

Wer weiß wozu es gut ist.

Wer weiß wozu es gut ist.

In Amsterdam lebte vor ohngefähr zwanzig Jahren ein Ehepaar, dessen Zusammenfügung gewiß nicht gleiche Seelenstimmung zum Grunde hatte. So selten auch dieser Fall überhaupt seyn mag, so wird sich doch nicht leicht ein so vollkommnes Beispiel von ungleichen Gemüthsarten aufweisen lassen, wie bei diesen beiden Eheleuten; denn der Contrast zwischen dem Herrn van Bluyten und seinem lieben Eheweibe war gar zu auffallend.

Das

Das Temperament des Herrn van Bluyten war der äußerste Grad von Phlegma, der sich denken läßt. Hätte man es in einem Schmelztiegel auflösen können, so würde man schwerlich eine Mischung von andern Temperamenten bei ihm gefunden haben.

Frau van Bluyten hingegen war im höchsten Grade sanguinisch-colerisch, und in ihrem Temperamente hätte man wieder umsonst nach einer Mischung von Phlegma gesucht. Von Melancholie hatten zum Glück beide nichts.

Er, der Mann, war mittler Statur, etwas feisten Leibes, breiten Gesichts und selbst ohne alle holländische Höflichkeitssitten.

Sie, die Frau, war hübschen Wuchses, dabei aber magerer Natur, jedoch ziemlich frischer Gesichtsfarbe, und galt, besonders ihrer weißen Zähne, und ihrer minder großen Hände und Füße wegen, unter den Weibern ihres Landes immer noch für eine leidliche Schönheit.

Sie war in ihrer Jugend zu Valenciennes erzogen worden, und zeichnete sich durch ihre französischen Sitten unter ihren Mitbürgerinnen nicht wenig aus. Jeder von Paris zurückgekommene junge Herr suchte seinen erlernten Witz und seine gestolnen Galanterien noch an den Resten ihrer Schönheit und an ihrem feinem Geschmack im Kopfputz und im Theeserviren zu üben. Sie spielte auch den Flügel, sang französische Arien mit zierlicher Leichtigkeit, und würde freilich, hätte sie

nur mehr Gelegenheit dazu gefunden, das gesellschaftliche Leben ihrer häuslichen Einsamkeit vorgezogen haben. Von Natur lebhaft, und, wenn diese Lebhaftigkeit auf eine unangenehme Art gereizt wurde, etwas heftig, war ihr Sprachwerkzeug fast immer in unaufhörlicher Bewegung: aber zum Glück verband sie damit viel natürliche Gutherzigkeit. Schwerlich würde man sie für eine Holländerin gehalten haben, wenn ihr nicht von ihrem Nationalcharakter etwas übrig geblieben wäre, was sie in einem übertriebenen Grade besaß, und daher auch zuweilen Veranlassungen zu kleinen sokratischen Gesprächen zwischen ihr und ihrem Manne gab — nämlich eine außerordentliche Liebe zur Reinlichkeit.

Herr van Bluyten hingegen war mehr

länder als irgend einer seiner Mitbürger. Man sah ihn nie anders als im Schlafrocke, Sonntags ausgenommen, und wenn er auf die Börse gehen mußte. Kaum hatte seine Frau so viel über ihn vermocht, daß er bei seiner alltäglichen Tracht die Schlafmütze mit der Perücke vertauscht hatte. Da sie keine kleinen Kinder zu warten bekam, und das große dicke Kind, wegen seiner Unbehülflichkeit, die nämliche Sorgfalt erforderte, so war sie so gefällig, sich dem täglichen Geschäfte zu unterziehen, ihn an- und auskleiden zu helfen. Sie knüpfte ihm die Halskrause, setzte ihm die Perücke zu recht, und warf ihm sogar das Hemd über. Dieser und noch mancher andern Bequemlichkeiten halber ließ er ihr auch gern das Hausregiment, und verschluckte manche Pille, weil er wußte, daß man

der guten Verdauungskraft seines Magens etwas bieten konnte. Vom Morgen bis zum Schlafengehen brachte er die Pfeife nicht aus dem Munde; sie begleitete ihn von seinem Lehnstuhle in sein Comtoir, und von seinem Comtoir wieder in seinen Lehnstuhl, wo sie denn auch, außer dem Thee, seine einzige Beschäftigung blieb. Nicht einmal die Zeitungen las er mehr: denn weil es ihm zu beschwerlich fiel, sie laut zu lesen, so bemächtigte sich ihrer seine liebe Ehehälfte, die ziemlich erpicht darauf war, und er ließ sich dieses sehr gern gefallen, weil er das bloße Zuhören bei seiner Pfeife noch gemächlicher fand. Überhaupt gehörte es unter ihre Hauspflichten, ihn beständig zu unterhalten, ohne daß auch er sich zu der erforderlichen Gegenpflicht dieser häuslichen Geselligkeit bekannt hätte;

denn an Sprachgeiz übertraf er noch alle seine Landsleute, und seine eigene Frau, der er in seinen Erholungsstunden gewöhnlich gegenüber saß, hörte manchen Tag kaum zehen Worte von ihm.

Man denke sich nun eine muntre, sprachselige und zum geselligen Leben geneigte Frau, welche schon einen großen Theil des Tages einsam zugebracht hatte, unaufhörlich in Gesellschaft eines solchen Mannes; und man wird begreifen können, daß ihr, bei aller ihrer Gutmüthigkeit, die Geduld bisweilen ausging. Wenn sie stundenlang sich das Maul weggeredet, und er in unveränderter Lage auf seinem Lehnstuhle kaum einmal Ja oder Nein geantwortet hatte; so ging es freilich dann und wann etwas hastig über ihn her, so daß sein innres Gehör es

kaum in der Geschwindigkeit zu fassen vermochte, als es in seine Gehörschnecke hineinwirbelte und vom Hammerwerke seines Trommelfells in verjüngter Melodie nachmusicirt wurde. Das einzige, was sie alsdann auf ihre Titel und Vorwürfe zur Antwort bekam, war etwa, wenn die Pfeife ausgehen wollte, ein phlegmatisches: Wer weiß wozu es gut ist. Dieß war seine längste und zugleich seine Lieblingsphrasis, die er noch dazu oft sehr unschicklich anbrachte.

Wenn bisweilen ein Nachbar oder Bekannter den Thee mit ihnen trank, und Frau van Bluyten, aus Lebensart, ihren Mann ausschmählen zu müssen glaubte, daß er ihr es überließe, dem Gaste die Pfeife zu stopfen; und endlich dieser, um das Gespräch nicht einseitig

werden

werden zu lassen, über seine Gelassenheit zu scherzen anfing, so erfolgte dann allemal ein: Wer weiß wozu es gut ist.

Wenn zuweilen der gleichmüthige dicke Herr den, schon oft gegen einen kleinern vertauschten, Spucknapf neben sich verfehlte, und die reinliche Hausfrau ihm in unsanften Ausdrücken seine Unbehülflichkeit und Unreinlichkeit vorwarf, so bestand seine ganze Verantwortung und Rechtfertigung in einem: Wer weiß wozu es gut ist.

Wenn sie ihm, welches nicht selten zu geschehen pflegte, eine Reihe von Vorwürfen hin declamirte, daß sie, bei Tag' und bei Nacht, ein so einseitiges, unerträgliches Leben mit ihm führen müsse,

und dann die schönen Gelegenheiten zu weit glücklichern Heirathen hererzählte, die sie um seinetwillen ausgeschlagen, so war der gewöhnliche Trost, den er ihr gab, kein anderer, als: Wer weiß wozu es gut ist.

Durch seine Trägheit und Unthätigkeit hatte er nach und nach beträchtliche Summen verloren, die ihn zwar nicht arm machten, aber freilich seiner Frau desto mehr Stoff gaben, sich ihres ganzen Vorraths von gerechtem Unwillen wider ihn zu entladen. Aber der gelassene Philosoph half sich dann am Ende immer durch seinen Denkspruch: Wer weiß wozu es gut ist.

Es wird nun nach dieser obgleich kurzen Bekanntschaft mit Herrn van Vluyten,

ten, wohl Niemanden sehr befremden, daß er mit seiner raschen Ehegattin keine Kinder gezeugt hatte. Zufrieden, daß er da war, bekümmerte sich der genügsame Mann um das Daseyn Anderer so wenig, als um die politischen Zwistigkeiten der Generalstaaten. Diese Sorglosigkeit, sein Vermögen auf Nachkommen zu bringen, war es gerade, was ihm Frau van Bluyten am allerwenigsten vergab. Was half ihnen nun die Bemühung eines ganzen Comtoirs, ihr Vermögen mit jedem Jahre zu vermehren! Und wie viel Vergnügen ging ihnen nicht ab, da sie keinen einzigen Sprößling aus ihrem Ehestande sich entknospen und heranwachsen sahen, für dessen zeitliches Glück sie dann gespaaret und gewuchert hätten! — So thätig auch Frau van Bluyten sich bewiesen hatte, ihrem Bettgenossen dieses Ver-

gnügen recht nah an das Herz zu legen, so hatte sie doch den Verdruß empfinden müssen, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos geblieben waren, ein sympathetisches Mitgefühl in ihm zu erwecken, um nach dem unstreitigen Werthe eines solchen Vergnügens aus allen Kräften zu streben. Da sie also dem Ende ihres Sommers kinderlos entgegen sah, uud diesen liebsten Wunsch in ihrem Herzen bereits zum Schweigen gebracht hatte, faßte sie, mit Genehmigung ihres Mannes, den Entschluß, eine Nichte zu sich zu nehmen, der sie die ganze Erziehung, die sie genossen, wieder geben wollte, und bei deren künftigem Liebesglück sie durch Theilnehmung und zärtlichen Mitgenuß sich wenigstens in etwas zu entschädigen hoffte.

Luise, auf welche sie diese angenehme

Hoffnung gestellt hatte, war ein hübsches junges Ding von sechszehn Jahren, deren große schwarzbraune Augen und gesunde Wangen, bei den übrigen geheimen Gaben der Natur, das projectirte Liebesglück in der That nicht zu vereiteln versprachen. Frau van Bluyten war sehr geschäftig um ihre Nichte, und das aufgeweckte schlanke Mädchen vergalt ihre Bemühungen mit vieler Gelehrigkeit. Wohl bewußt, wie viel Vergnügen ihr in ihren Frühlingstagen ein artiger Putz gemacht hatte, befleißigte sich die liebe Tante, das frohe Mädchen auf das niedlichste auszustaffiren. Bald wußte sie etwas an ihrem Kopfputze zu verbessern; bald zog sie ihr die Schnürbrust; bald hatte sie etwas am Leibkleidchen zu zupfen; bald die Falten des flornen Halstuchs zu ordnen — kurz, Luischen

chen war alle Tage wie ein Püppchen gekleidet.

Frau van Bluyken hatte ihre einzige Freude an dem Mädchen. Sie unternahm es sogar, sie im Französischen zu unterrichten, sie sticken zu lehren, und ihre Übungen auf dem Klaviere zu leiten. Aber sie erinnerte sich, oft gelesen und selbst wahrgenommen zu haben, daß junge Frauenzimmer durch den Umgang mit Mannspersonen erst ihre wahre Ausbildung erhielten. In Valenciennes war das auch so gewesen: warum sollte sie also eines so erprobten Hülfsmittels bei der Erziehung ihrer Nichte sich nicht ebenfalls bedienen. Es ward demnach zu Vollendung dieses Geschäfts ein artiger junger Mann ausersehen, der schon vormals der Frau van Bluyten stets willkommen gewesen

wesen war, weil sie dann und wann ein Stündchen französisch mit ihm verplaudern konnte, und er ihr zuweilen ein artiges Buch oder ein neues Liedchen mittheilte, welches dann meist gemeinschaftlich probirt werden mußte. Die Welt hätte wirklich Arges davon denken können, wenn sie nicht nachher auf weit wahrscheinlichere Muthmaßungen gelenkt worden wäre.

Der junge Mann war viel zu gefällig, und die Nichte der Frau van Bluyten viel zu artig, als daß er sich diesem schmeichelhaften Auftrage nicht hätte unterziehen sollen. Auch Luise war ihrerseits mit ihrem neuen Lehrer gar nicht unzufrieden. Er wußte viel von dem gesellschaftlichen Leben in Frankreich zu erzählen; und seine Leichtigkeit und Galanterien

lanterien zeigten ganz klar, daß er nicht wie ein Blinder von der Farbe schwatzte. Seine natürliche Ungezwungenheit entschuldigte die kleinen Freiheiten, die er sich dann und wann am Klaviere bei ihr nahm, von selbst schon, und das Mädchen gewöhnte sich endlich so sehr daran, daß sie ihr als ein wesentlicher Theil bei seinem Unterrichte vorkamen. In der That bewies sie sich auch gegen ihn noch weit gelehriger als gegen ihre Tante. Sie nahm täglich in ihrer Sprachkenntniß zu, stickte mit mehr Geschmack, spielte mit mehr Delicatesse, und sang mit weit mehr Empfindung. Frau van Bluyten sah alles dieses mit Wohlgefallen, ohne vielleicht den nämlichen Plan zu haben, den ihr die Leute unterschoben, welche nichts mehr und nichts weniger glaubten, als daß dieser ganze Umgang

auf eine Heirath abgesehen wäre, damit ihr Nichte nicht auch einmal so einen Tölpel, wie sie, zum Manne bekommen möchte.

Herr van Bluyten hatte diesem ganzen Beginnnen mit einer stillen Aengstlichkeit zugesehen, aus Furcht, daß seine Ruhe dabei leiden könnte. Das viele Herumfaseln und das häufige Hin- und Hergewälsche, was er höchstens nur in Handelsbriefen leiden konnte, preßte ihn anfangs manchen Schweißtropfen aus; und nicht selten nahm er sein gewöhnliches Trostsprüchlein: Wer weiß wozu es gut ist — zu Hülfe. Aber wer war froher über alle diese Veränderungen im Hause, als Herr van Bluyten, nachdem er einmal seiner Sache gewiß war, daß er keine Rolle dabei zu spielen bekam.

bekam. Ja, er fing sogar, bei dem gänzlichen Incognito, welches man ihm in seinem Lehnstuhle zugestand, nach und nach an, an diesen Unterhaltungen Geschmack zu finden; denn er konnte itzt des Spucknapfs wohl zehnmal verfehlen, ehe es einmal gerügt wurde. Bei jedem Male dachte er an sein Sprüchlein, und mit jedem Male fand er es auch bewährter.

Wer da weiß — und wie könnte Jemand seyn, der es nicht wüßte? — daß Zunder und Schwefel, wo Funken sprühen, gerade die rechten Nachbarn sind, um das Haus über dem Kopfe anzuzünden: der kann sich allenfalls auch eine Vorstellung machen, wie die wechselseitigen Funken, welche diesen beiden jungen Leuten aus den Augen zu blitzen begonnen,

nen, ihre Herzen dergestalt in Brand zu stecken vermochten, daß mit Rettungsmitteln schwerlich mehr beizukommen war. Sie selbst hatten schon alle Besonnenheit verloren, und wünschten nichts mehr, als der verborgenen Glut Luft zu machen. Sie waren darüber einig, ohne deswegen noch ein Wort mit einander gewechselt zu haben: nur die verblendete Tante ahnete nicht, daß sich das Liebesglück ihrer Nichte auch ohne ihr Vorwissen anheben könnte.

Der Anfang dieses heimlichen Verständnisses wurde an dem vertraulichen Claviere gemacht. Man sah oft so dicht neben einander ins Notenbuch, daß zuweilen die Wange des einen von ohngefähr die Wange der andern berührte. Eben so von ohngefähr traf es sich manch-

mal,

mal, daß sie beim Umblättern handgemeng mit einander wurden; und zur Strafe nahm dann endlich, wenn dergleichen Umstände wieder eintraten, die stärkere Hand die schwächere gefangen, bis sie endlich beide einen ganz friedlichen Bund zusammen schlossen.'

Der junge Mann, welcher seit einiger Zeit nicht ermangelte, sich täglich einzustellen, und von der Frau van Bluyten manchen schönen Dank dafür erhielt, nahm bisweilen seine Zeit so gut, daß er die Frau vom Hause nicht daheim fand, und folglich Luisen auf ihrem Zimmer aufsuchen mußte. Da wurde denn die Zeit nicht unbenützt gelassen, und alle bisher zwischen ihnen vorgefallene Hieroglyphen auf das deutlichste erkläret. Die Correspondenz der Augen wurde nun mit Worten entziffert;

ziffert; statt der Wangen berührten sich nun die Lippen; statt des Tändelns am wallenden Busenflor untersuchte man, was etwa unter demselben verborgen seyn könnte; und — und nun gieng es geschwind wieder zum Claviere, wo man denn mit vieler Emsigkeit studirte. Kurz, dieser feine junge Mann nahm sich des Mädchens so sehr an, und arbeitete in kurzem an ihrem Innerlichen und Aeußerlichen mit so glücklichem Erfolge, daß es bald jedem Unpartheiischen in die Augen fallen mußte, wie sehr sie sich ihrer Ausbildung nähere.

Das vergnügte Mädchen war so ganz in ihr Liebesglück vertieft, daß sie beinahe selbst nicht wußte, wie ihr geschah, als sie Entdeckungen an sich machte, die sie Niemandem als ihrem Geliebten mitzu-

theilen wagte, die aber, leider! von der Beschaffenheit waren, daß sie nicht lange unter ihnen beiden geheim bleiben konnten. Da war nun guter Rath theuer, was in solchen Bedrångnissen anzufangen sei. Von einer Trennung, die der geliebte Verführer für so nothwendig hielt, mochte Luise nicht das geringste hören. Weit lieber håtte sie eine Entführung vorgezogen: aber in diese konnte aus guten Ursachen wiederum er nicht willigen. Nach vielen Berathschlagungen behielt endlich der Liebhaber auch hier die Oberhand, und erlangte von Luisen die Erlaubniß, sich auf einige Zeit von Amsterdam zu entfernen, bis das drohende Gewitter vorüber wåre, und ein milder Regen die Schwüle der Luft wieder gemåßiget håtte. Man versprach sich von Zeit zu Zeit wechselseitig gute Kund-

schaft

schaft zu leisten, schwur sich eine unverbrüchliche Treue, und Luise ward mit hinlänglicher Vollmacht versehen, den leidigen Handel bei der Tante zu einem gütlichen Vorbeschied einzuleiten und Bedingungen vorzuschlagen, unter welchen die Sache zu allerseitiger Zufriedenheit beigelegt werden könnte.

Die sorglose Tante wunderte sich nicht wenig, als der junge Mann eines Morgens gehorsamst vermelden ließ, er müsse auf einige Zeit verreisen, und seine Geschäfte erlaubten ihm nicht, sich persönlich zu beurlauben. Sie zerbrach sich darüber den Kopf, was wohl die Ursache dieser schleunigen Reise seyn möchte; aber es war ihr unmöglich, auf den Grund zu kommen. Einige Tage darauf ward sie gewahr, daß die muntere Luise anfing das

Köpfchen zu hängen, und in allen ihren Studien sehr saumselig zu werden. Sollte wohl das Mädchen verliebt seyn? dachte sie bei sich selbst, ohne sich eben auf ihre Hypothese viel zu Gute zu thun. Die schnelle Abreise des jungen Mannes, die noch dazu ohne alle Beurlaubung erfolgt war, machte sie stutzig. Vielleicht hat er ihre Neigung selbst wahrgenommen, dachte sie wieder, und es für das Beste gehalten, sich eine Zeitlang zu entfernen, um den bisherigen Umgang abzubrechen. Sie tadelte sich heimlich selbst, und lobte den angenehmen jungen Mann in ihrem Herzen, daß er diesen sichern Ausweg eingeschlagen war. Luisens matte Augen und blasse Wangen gaben dieser Vermuthung die größte Wahrscheinlichkeit. Sie nahm sich indessen vor, so zu thun, als wenn sie von der ganzen Sache

nichts merkte, und schalt ihre Nichte zuweilen bloß ihrer Nachlässigkeit wegen. Als aber Luise an einem Vormittage von ihrem Zimmer kam, und Frau van Bluyten ihr mit beobachtendem Blick entgegen sah, ward sie gewahr, daß sie auch in ihrem Anzuge nachlässiger wurde. Sieh nur an, Luise, wie du mit deinem Rocke gehst, rief sie ihr entgegen. Hängt er nicht so zipflicht um dich herum, als wenn du eine schwangere Frau wärest. Komm doch einmal her. Nun, was schleichst du denn so? Was zitterst du denn? — Wie? Mädchen! — Hier ward es ihr, als wenn ein Blitzstrahl durch ihre Seele führe. — Mädchen! Luise! du wirst doch nicht —

Luise ließ sie nicht ausreden. Mit lautem Schluchzen warf sie sich vor ihr

nieder,

nieder, und umfaßte mit Heftigkeit ihre Knie. Um Gottes willen! rief sie aus; um Gottes willen, verstoßen Sie mich nicht! Machen Sie mich nicht unglücklich. — Geh mir aus den Augen, Ehrvergessene, schrie die eben so erstaunte als aufgebrachte Tante. Du bist also schwanger, du junges liederliches Ding, du? Doch was frag' ich noch lange? Den Augenblick gesteh mir alles mit einander, du Ungerathene!

Luise konnte vor Jammer kaum ein Wort vorbringen, so sehr war sie von dem Unwillen ihrer Tante erschüttert worden. Sie machte daher von allen ihren Liebesabentheuern nur einen kurzen Auszug, womit sich aber Frau van Bluyten, die alles haarklein vor sich sehen wollte, nicht begnügen ließ, sondern über

das wenn, wo und wie auf das schärfste inquirirte. Es war ihr mit dem Liebesglück ihrer Nichte so verkehrt gegangen, daß es ihr freilich nicht übel zu nehmen war, wenn sie alle Brosamen desselben sorgfältig aufzusammeln sich befleißigte. Luise beichtete also mit Stottern und Schluchzen, wie sich ihre Liebschaft mit dem verführerischen Lehrmeister angesponnen habe, und durch welche verliebte Labyrinthe endlich dieselbe unvermerkt bis zu der bewußten Katastrophe gediehen sei. Sie vergaß auch nicht, der erhaltenen Vollmacht zu erwähnen; aber noch standen die Actien bei ihrer Tante so, daß dieselbe vor der Hand in gar keine Betrachtung gezogen wurde.

Frau van Bluyten war ganz außer sich vor Wuth. Es verdroß sie entsetz-

lich, daß der junge Mann, auf welchen sie so große Stücke gehalten, ihr Vertrauen so heimtückisch gemißbraucht hatte; und sie bot daher Himmel und Erde gegen ihn auf. Wie war auch so etwas von ihm zu vermuthen gewesen, da er sich doch vorher, ehe die Nichte ins Haus gekommen war, gegen Frau van Bluyten selbst mit so vieler Uneigennützigkeit betragen hatte. Hätte sie an ihm nur die geringste Spur von dergleichen Ränken gegen ihre eigene Tugend wahrgenommen, so würde sie natürlicher Weise die Unschuld ihrer Nichte keiner solchen Gefahr ausgesetzt haben. Aber unter solchen Umständen schien dieselbe bei ihm so gesichert zu seyn, wie bei dem Herrn van Bluyten selbst. Die häßliche That war übrigens bloß in verstolenen Augenblicken geschehen, und sie hatte dazu auf

keine Weise Vorschub geleistet. Sie glaubte sich also über diesen Unfall nichts vorzuwerfen zu haben, und deswegen dünkte es sie auch, nicht aufgebracht genug darüber seyn zu können.

Sie wollte eben in dieser zornigen Hastigkeit zu Herrn van Bluyten in das Comtoir hinunter eilen, um ihm diese schreckliche Botschaft zu hinterbringen, als der sanftmüthige Mann im Begriff war, mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit die letzte Stufe der Treppe heran zu steigen. Ohne ihn seinen letzten Schritt ganz vollenden zu lassen, erzählte sie ihm mit der lebhaftesten Wuth, welche Schmach ihrer Nichte und ihrem ganzen Hause wiederfahren sei. Herr van Bluyten schien die Sache anzuhören, aber mit solcher Gleichgültigkeit und Gemüthsru-

he, als wenn die ganze Geschichte bei irgend einer Familie in Spanien vorgefallen wäre. Dieses ärgerte sie gewaltig; und sofort erklärte sie ihm, daß es einzig und allein ihm zukäme, die Ehre ihres Hauses entweder zu retten, oder doch wenigstens zu rächen. Sie fuhr fort, die größten Schmähungen wider den jungen Menschen auszustoßen, und da Herr van Bluyten sich noch immer nicht darauf einlassen wollte, so fragte sie ihn endlich ganz ungeduldig, was er denn aber zu der ganzen Sache meine. Wer weiß wozu es gut ist, gab er ihr zur Antwort, und — rasch kugelte Herr van Bluyten, noch ehe er es ganz ausgesagt hatte, die Treppe hinunter.

Dießmal schien Herrn van Bluytens Denkspruch am allerübelsten angebracht

zu seyn; denn hier war nicht einzusehen, wozu es gut seyn könnte, daß seine Nichte schwanger wäre, und zwar um so weniger, weil er sich wegen ihrer Schwangerschaft eine so heftige Motion machen mußte, daß er darüber — den linken Arm zerbrach.

So übel hatte es eigentlich Frau van Bluyten nicht gemeint; und überhaupt war dieses das erste Mal, daß sie sich an ihrem Manne vergriffen hatte. Sie schrie sogleich alle Leute im Hause zusammen, bemühete sich mit der ängstlichsten Geschäftigkeit um ihn her, und da er sich über nichts als seine Schmerzen beschwerte, so empfand sie ihr Vergehen um so lebhafter, und fing an, dem sanftmüthigen Charakter ihres Mannes mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Indessen

dessen wurde mit Hülfe eines geschickten Wundarztes der Arm des Herrn van Bluyten, weil er sich ganz ruhig verhielt, noch eher wieder hergestellt, als der vormalige schlanke Wuchs seiner sonst ganz artigen Nichte.

Mittlerweile war denn auch die brausende Zornflut der Frau van Bluyten wieder in ihre gewöhnlichen Ufer zurückgetreten. Sie war sehr gerührt, daß der Strom derselben gerade ihren guten Ehemannn mit hingerissen hatte, der doch an der ganzen Sache so unschuldig war, als die liebe Sonne am Himmel. Seiner bestens zu pflegen und zu warten, schien ihr noch lange nicht genug zu seyn, um ihr Vergehen wieder gut zu machen; sie gelobte sich auch, ihn

künftig

künftig mit etwas mehr Nachsicht und Schonung zu behandeln.

Luise hatte ihre Sorgfalt am Krankenbette treulich mit ihr getheilt; und es war billig, daß sie dafür auch Verzeihung ihres Fehltritts erhielt, da er nun einmal nicht wieder ungeschehen gemacht werden konnte. Ernstlich gesprochen, war Frau van Bluyten am allermeisten darüber erbittert worden, daß Luise die Pränumeration auf ihr künftiges Liebesglück ohne ihr Vorwissen angenommen hatte. Die Sache selbst, wenn sie von einem treuen Liebhaber herrührte, schien ihr noch verzeihlich zu seyn; denn sie griff in ihren eigenen Busen, und fand, daß sich die Festung ihrer Unschuld vielleicht nicht besser gehalten haben würde, wenn Herr van Bluyten sie einmal mit

einem eben so raschen Angriff überrumpelt hätte. Da nun Luise für die Treue und Redlichkeit ihres Geliebten Bürgschaft leistete, und von Zeit zu Zeit glaubwürdige Zeugnisse seiner Gesinnungen aufwies, so mochte, wie gesagt, die Sache noch so hingehen, da sie einmal nicht zu ändern war: freilich aber konnte es der Frau van Bluyten nicht anders als höchst unangenehm seyn, daß sie so um die Blüthen des Liebesglücks ihrer Nichte gekommen war, und nun bloß mit den Früchten vorlieb nehmen mußte. Indessen war doch auf diese Weise nicht alles verloren; und es wurden daher Entwürfe gemacht, diese letztern wenigstens mit Ehren zu genießen.

Als sie so damit umging, ihrem Gatten die Spekulation zu hinterbringen, die

sie zu diesem Vorhaben auf seinen Beutel gemacht hatte, ereigneten sich in den Handelsgeschäften desselben gewisse Umstände, die seine Gegenwart in Ostindien höchst nothwendig machten. So abgeneigt er auch zu einer so beschwerlichen Reise war, so konnt' er doch die Sache keinem Handelsbedienten allein anvertrauen. Wäre es zwar auf ihn angekommen, so würde er sie vielleicht haben gehen lassen, wie sie gewollt hätte: aber seine Frau wußte sie, mit Hülfe seines eigenen Denkspruchs, ihm so an das Herz zu legen, daß er sich, alles Sträubens ungeachtet, dießmal nicht los machen konnte.

Frau van Bluyten meinte wirklich, daß diese Reise für das Phlegma ihres Mannes von guten Folgen seyn könnte,

und hatte dabei die christliche Nebenabsicht, die Geschichte ihrer Nichte auf eine gute Art zu beendigen. Da nun einmal ihre Niederkunft nicht drei Vierteljahre nach der Trauung Statt haben konnte, so schien es ihr ganz einerlei, ob sie einen Monath früher oder später erfolgte, wenn Luise nur vorher noch mit Ehren in das Bette käme. Es wurde also die Bewerkstelligung dieses Vorhabens bis nach der Abreise des Herrn van Bluyten verschoben.

Frau van Bluyten machte selbst die schleunigsten Anstalten zu dieser Reise, und so verdrießliche Gesichter auch der liebe Mann dazu machte, so trat er sie doch endlich, in Begleitung eines seiner Handelsbedienten, obschon mit vielem Widerwillen, wirklich an. Der Anfang

der-

derselben versprach, so wie anfänglich der Frau van Bluyten die Bildung ihrer Nichte, den besten Ausgang. Leider! aber lief er eben so verzweifelt ab; und aller Wahrscheinlichkeit nach würde er noch weit schlimmer ausgefallen seyn, wenn Herrn van Bluytens Wahlspruch nicht Stich gehalten hätte.

Wenig Tage vor der, bei gutem Winde, berechneten Ankunft an dem Orte, wo das Schiff einlaufen sollte, entstand ein gewaltiger Sturm, und das Schiff wurde, wider alles Vermuthen, an die nördliche Küste von Borneo verschlagen, auf welcher der berühmte hohe Berg Kinibalu liegt, den man auf den Landkarten unter dem Namen St. Petersberg findet. Wer weiß wozu es gut ist, seufzte Herr van Bluyten;

aber

aber seine Reisegefährten waren nicht seiner Meinung.

An diesem Berge wohnt ein Volk, Oran Eidahan genannt, welches sich es zum Verdienst anrechnet, seiner Gottheit Menschenopfer zu bringen, weil es glaubt, daß sie an solchen Opfern Vergnügen finde. Dieser Gebrauch wird so heilig gehalten, daß ein Eidahaner, wenigstens einmal in seinem Leben, seine Hände mit Menschenblut gewaschen haben muß.

Bei den Umständen, in welchen sich das Schiff befand, war eine Landung nothwendig. Man fing an, die Küste zu untersuchen; und da man alles auf derselben fand, was nöthig war, und in der Nähe keinen Anbau entdeckte, so

wagte

wagte sich ein Theil der Gesellschaft eine gute Viertelstunde tiefer ins Land. Herr van Bluyten, der des Schaukelns schon lange satt geworden, hatte sich ebenfalls auf die Beine gemacht, war aber, seines corpulenten Körpers wegen, etwas zurückgeblieben, rauchte sein Pfeifchen, und versah sich nichts Böses. Auf einmal sprang ein Haufen Eidahaner aus dem Gebüsche hervor, der ihn plötzlich umringte und mit sich fortschleppte. Sein gewaltiges Geschrei zog zwar seine Reisegefährten herbei; da sie aber sahen, daß man auch auf sie Jagd machen wollte, so retteten sie sich mit der Flucht, und erreichten glücklich das Schiff.

Was war bei solchen Umständen zu thun? — Man begab sich vom neuen zahlreicher und bewaffneter ans Land,

aber

Niemand war dessen kundig, und tiefer hineinzudringen, fand man, nach reiflicher Erwägung des vorhergegangenen Beispiels, nicht zuträglich. Man wiederholte einige Tage hinter einander die nämlichen Versuche, aber ohne den geringsten Nutzen. Endlich entdeckte man ein englisches Schiff, an welches, wie es näher kam, ein Boot abgeschickt wurde, wodurch die Holländer über die Gegend ihrer Landung und das unbezweifelte Schicksal ihres verlornen Reisegefährten belehrt wurden.

Man gab also die Hoffnung auf, Herrn van Bluyten jemals wieder zu sehen, und hielt es nicht für gut, länger an einem so gefährlichen Orte zu verweilen. Der Wind war gut; man machte sich dessen zu Nutze, und das Schiff

lang=

langte glücklich in dem bestimmten Hafen an. Der Handelsbediente des Herrn van Bluyten fand, nach einem kurzen Aufenthalte, bald Gelegenheit, seine Rückreise anzutreten, und kam wohlbehalten mit seiner traurigen Botschaft nach Amsterdam.

Vielleicht glaubt man, daß Frau van Bluyten sich über die erhaltene Nachricht von dem traurigen Schicksale ihres Mannes nicht sehr betrübt haben werde: aber man thut ihr Unrecht. Sie war eine Zeitlang außer sich, und machte sich die größten Vorwürfe, daß sie ihren lieben Mann (denn das war er ihr itzt mit allen seinen Fehlern) zu dieser weiten Reise beredet hatte. Gleichwie aber die Zeit alles wieder in das alte Gleis bringt, so tröstete sich auch endlich Frau van Bluy-

ten über ihre Witwenschaft, und suchte sich ganz durch die Mitempfindung des Liebesglücks ihrer Nichte zu entschädigen, die mit ihrem schon seit geraumer Zeit angetrauten Manne bei ihr im Hause wohnte, und von der gütigen Tante zur alleinigen Erbin ihres ganzen Vermögens eingesetzt worden war.

Kein Mensch glaubte Herrn van Bluyten mehr am Leben: und doch war er's. Wir wollen nun sehen, wie es ihm, seitdem er in die Hände der Eidahaner gerathen, gegangen ist.

Der Gott des Berges Kinibalu hatte seit einiger Zeit den Eidahanern keinen Schwefel bescheeret; und um seinen Zorn zu versöhnen, bedurfte es eines Menschenopfers. Herr van Bluyten war daher

her den Eidahanern ein sehr willkommner Fang, und um so angenehmer, weil er sehr wohl bei Leibe war; denn je fetter das Opfer ist, welches sie ihrer Gottheit bringen, desto versöhnlicher läßt sie sich finden. Als sie zu Kalagan mit ihm angekommen waren, so versammelten sich die Einwohner mit großem Freudengeschrei um ihn her; aber Herr van Bluyten konnte für sich nicht viel Gutes daraus schließen, und wäre daher dieses frohen Empfangs gern überhoben gewesen. Seine bange Ahnung fing auch bald an, in eine leidige Vermuthung überzugehen, als er die vielen Hirnschädel und Zähne erblickte, womit die Eidahaner ihre Häuser auszuzieren pflegen, um dadurch die Ehrfurcht gegen ihre Gottheit an den Tag zu legen. Die Vermuthung ward nun zur schrecklichsten Gewißheit. Man

führte

führte ihn mit jubelndem Geschrei umher, und sperrte ihn endlich in ein kleines von allen Seiten durchsichtiges Häuschen, um welches ein Theil der Einwohner einen ziemlich grottesken Tanz begann, worin er immer von einem andern Haufen abgelöset wurde. Dieser tolle Tanz währte die ganze Nacht hindurch, bis zum andern Morgen, worauf endlich die nähern Anstalten zum Opfer getroffen wurden. Wie dem armen Herrn van Bluyten dabei zu Muthe gewesen, kann jeder beurtheilen, der sich an seine Stelle denkt. Es entfuhr ihm während diesen Zurüstungen, neben seinen ängstlichen Klagen, nicht ein einziges Mal: W e r w e i ß w o z u e s g u t i s t.

Die bei den Menschenopfern der Eidahaner gewöhnlichen Ceremonien hatten

bereits

bereits ihren Anfang genommen. Schon war er entkleidet; schon stand er an den Baum gebunden da; schon freuten sich die Umstehenden des fetten Opfers, und kniepen ihn in den schwammichten Wanst: als auf einmal ein Umstand ihn von der augenscheinlichsten Todesgefahr befreite. Man entdeckte bei der Besichtigung eine Schramme an dem linken Arme, die ihm von seinem unglücklichen Falle geblieben und die nun in der That sein Glück war; denn sofort wurde er, obschon nicht ohne Mißhandlung, wieder los gebunden, weil die Opfer, welche die Eidahaner ihrer Gottheit bringen, ohne Mängel seyn müssen, wenn sie selbige nicht noch mehr wider sich zum Zorne reizen wollen.

Das Volk gerieth darüber in große Betrübniß, und war eben im Begriff,

aus einander zu gehen, als noch andere Eidahaner ankamen, und einen bisayschen Christensklaven herbei führten, den sie von den Mohamedanern gekauft hatten. Sogleich wurde dieser an den Baum gebunden, und nach vielen Ceremonien der Gottheit zu Ehren geschlachtet.

Für sein Leben schien nun Herr van Bluyten nicht mehr zittern zu dürfen, aber wohl für seine Freiheit, und wegen mancherlei Arten von Beschäftigungen, die freilich seine Sache nicht waren. Indessen war es immer noch ein Glück für ihn, daß er fast zu gar nichts gebraucht werden konnte. Er wurde daher von einem Orte zum andern verkauft, wobei er aber, da es immer unter dem Einkaufspreise geschehen mußte, vielerlei Unfälle und Mißhandlungen zu erdulden

hatte,

hatte, bis ihn endlich sein Schicksal nach Borneo verschlug, wo er ganz von ohngefähr einen Handelsbedienten seines Correspondenten in Batavia ausfindig machte, dem er seine traurige Geschichte erzählte, und hierauf sogleich seine Befreiung zu danken hatte.

Herr van Bluyten schiffte sich nun mit seinem Befreier nach Batavia ein, und nachdem er sich dort von seinen Mühseligkeiten ein wenig erholt, seinen Rücken etwas gehätschelt, und seinen Magen wieder nach europäischer Art und Kunst eingerichtet hatte, trat er, ohne seiner Frau von seiner Erlösung Nachricht gegeben zu haben, die Rückreise nach Holland an.

Manche Diuge müssen sich in der

That recht wunderlich schicken. Es waren gerade an dem Sonntage, an welchem Herr van Bluyten in seiner Vaterstadt wieder ankam, von seiner Einschiffung an gerechnet, fünf volle Jahre verflossen; und Frau van Bluyten, welche die einzige war, die zuweilen seiner noch dachte, sann eben zwischen einer nicht ganz verdauten Predigt, wodurch ihr das Gewissen ein wenig geschärft worden, und ihrem Abendsegen hin, als er zu ihr in die Stube trat.

Es bedarf eben keiner allzu großen Einbildungskraft, um sich das Schrecken der Frau van Bluyten vorzustellen, als sie sich nach der Thüre umsah, und auf einmal ihren seligen Mann erblickte, den sie schon so lange als geschlachtet und gefressen beweint hatte. In der That kam

auch recht vieles zusammen, um diese Erscheinung in dem ersten Augenblicke nicht für ihren Mann selbst, sondern für seinen leibhaftigen Geist zu halten. Die bange Empfindung, die sie bei dem Abendsegen überfallen; der Tag seiner unglücklichen Abreise, zu welcher sie ihn beredet hatte; die einsame Abendstunde, die doch immer, zumal unter solchen Umständen, etwas schauriges hat; sein eingeschrumpfter Bauch, der ihn wenigstens bis zur Hälfte unkenntlich machte — kurz, es vereinigte sich so viel Überraschendes mit einander, daß es der armen Frau wohl zu verzeihen war, wenn sie überlaut zu schreien anfing, und darauf — ohnmächtig vom Stuhle sank.

Ihr Geschrei hatte eine Magd herbei gezogen, die aber, als sie ihre Frau

auf der Erde, und einen Mann über sie her erblickte, die Thüre vor lauter Entsetzen eben so schnell wieder zuschmiß, als sie selbige geöffnet hatte. In der gewissen Meinung, daß es ein Mörder sei (denn sie hatte den seligen Mann nie gekannt) holte sie in aller Eil einen Handelsdiener der Frau van Bluyten nebst noch einigen andern Leuten aus dem Hause herbei, welche ziemlich hastig in die Stube hineinstürzten, und dem Herrn van Bluyten in die Arme fielen, der noch immer um seine wiedergefundene Hälfte beschäftiget war. Der Handelsdiener bückte sich sogleich zu der todten Frau hin, indessen die andern den Thäter festzuhalten sich bemühten; und nun erfolgte wieder eine Scene von anderer Art, als der Handlungsdiener von dem Unbekannten, den er zu betrachten noch keine Zeit ge-

habt hatte, seinen Namen aussprechen hörte, und mit großer Verwunderung in dem Arrestanten seinen ehemaligen Principal erkannte.

Während dieser Wiedererkennung und einer kurzen Darstellung der gegenwärtigen Lage der Sachen fing Frau van Bluyten an, wieder zu sich selbst zu kommen und die Augen aufzuschlagen. Kaum konnte sie denselben trauen, so sehr man ihr auch erweislich zu machen suchte, daß die Gestalt, vor welcher sie so erschrocken, keine andere als die nur etwas veränderte Gestalt ihres für todt gehaltenen Mannes sei. Aber welche Freude erfolgte nun auch, nachdem sie sich hinlänglich überzeugt hatte, daß der vermeinte Geist ihres Mannes mit Fleisch und Beinen versehen war! sie wirkte so schnell und

so stark auf ihre Lebensgeister, daß sie sich in wenig Minuten wieder erholte. Der Umarmungen waren nun viele, aber doch der Fragen noch mehrere. Zärtlich und liebkosend führte sie ihn auf seinen alten Lehnstuhl hin, und er fühlte sich darin wie neugeboren.

Aber nun sage mir auch, liebes Herzensmännchen, fragte Frau van Bluyten, wie bist du denn aus den Händen der garstigen Menschenfresser wieder los gekommen?

Siehst du, sprach er, du hast mich immer gescholten, wenn ich manchmal zu dem oder jenem sagte: Wer weiß wozu es gut ist. Wäre unsere Nichte nicht schwanger geworden, so wäre ich itzt nicht hier.

Aber

Aber zum Gukuk! mein Schatz, erwiederte Frau van Bluyten, wie kann denn unserer Nichte Schwangerschaft dich dort vom Tode errettet haben?

Freilich wohl, versetzte er darauf mit einer Miene, aus welcher wohl abzunehmen war, wie viel er sich auf sein Sprüchlein zu gute zu thun Ursache hätte: denn wäre unsere Nichte nicht schwanger geworden, so hättest du mich nicht die Treppe hinuntergestoßen.

Wirf mir das nicht mehr vor, liebes Goldmännchen: ich habe genug darüber gelitten; und ich hätte dich gewiß noch eher vergessen, wenn ich mir nicht über diesen Zufall selbst so viele Vorwürfe gemacht hätte. — Aber sprich, du Aeffchen, was soll denn das für Beziehung auf deine Befreiung haben?

Ei gar viele: denn wäre ich nicht die Treppe hinunter gefallen, so hätte ich den linken Arm nicht zerschellert.

Wie du auch quälen kannst! Was soll denn das wieder?

Ja, siehst du — wenn ich den nicht gebrochen hätte, so hätte ich auch keine Narbe dran bekommen.

Nun? und was ist denn mit der Narbe?

Mit der Narbe? — Die war eben mein Glück; denn hätte ich die nicht gehabt, so hätten sie mich — siehst du — hol mich, straf mich! in kleine Bischen zerfetzt.

Ach! du armer, armer Mann! Was für Angst mußt du ausgestanden haben!

Sie

Sie hätten dich also im Ernste geschlachtet?

In vollem Ernste geschlachtet, und noch obendrein gefressen.

Das waren nun freilich lauter Argumente, wider deren Gültigkeit Frau van Bluyten nichts einwenden konnte. Sie war froh, daß die ganze Geschichte noch so abgelaufen war. So sehr auch ihre Neugierde sie plagte, die Begebenheiten ihres Mannes auf einmal zu wissen, so mußte sie sich doch bequemen, mit Anweisungen auf verschiedene Termine vorlieb zu nehmen.

Aber wem gehören denn die kleinen Kinder da? — fragte Herr van Bluyten am andern Morgen seine Frau.

Ih, lieber Mann! du wirst nicht

ungehalten darüber seyn. — Da ich dich für todt hielt, und wir keine Kinder hatten —

Hm! — und der Vater? — versetzte Herr van Bluyten mit einem Kopfschütteln.

Wohnt bei uns im Hause, und soll dir künftig deine Geschäfte erleichtern helfen. Du bist es doch zufrieden?

Nein, nein! das geht nicht. Was würden denn die Leute dazu sagen? — Die Kinder — ih nun, die mögen bleiben, weil sie einmal da sind.

Sei es immer zufrieden, lieber Mann. Unsere Nichte soll dich auch dafür recht warten und pflegen.

Ei, Nichte hin, Nichte her. Ich glaube gar, du willst sie mir —

Aber, lieber goldener Mann, sie sind ja nun Mann und Frau; das macht ja alles wieder gut; und sie leben recht vergnügt mit einander.

Aber wer denn? Wer ist denn Mann und Frau?

Ih nun, unsere Nichte und ihr Liebhaber.

Also sind das Kinder von unserer Nichte?

Nun freilich, von wem denn sonst?

Ja so; das ist etwas anders!

Und du bist es also zufrieden, daß sie bei uns bleiben?

Meinetwegen; das ist ja was ganz anderes.

Aber du hast doch auch nichts dage-

gen, liebes Männchen, daß ich ihnen mit der Zeit unser Vermögen versprochen habe?

Unser Vermögen? — Ih nun, Wer weiß wozu es gut ist! — Ohne sie wäre ich ja so nicht wieder da. Sie sollen alles haben, wenn sie warten wollen.

Frau van Bluyten war, wie es sich leicht denken läßt, über diese Zusagen sehr vergnügt, und sah dafür ihrem wiedergefundenen Manne alles an den Augen ab. Das junge Ehepaar folgte ihrem Beispiele, und bewies sich sehr dankbar gegen ihn. Ihre gute Pflege schlug so glücklich bei ihm an, daß ihm bald alle seine ehemaligen Kleider wieder paßten. Seine Abentheuer waren lange die tägliche

Unter-

Unterhaltung beim Theetische; und wenn auch die Erzählung derselben nicht ganze fünf Jahre dauerte, so währte sie doch der Frau van Bluyten fast eben so lange. Indessen hatte sie sehr gern Nachsicht mit ihm; und er, seinerseits, fühlte, daß sie ihm auch mehr schuldig war. Kurz, sie fingen beide einen ganz neuen Ehestand mit einander an, und Herr van Bluyten blieb bei seinem bewährten Wahlspruche.

Der Feierabend.

Der Feierabend.

Es muß ein herrlicher Abend werden, sagte Wallmann zu sich selbst, indem er von seinem Pulte aufstand und ans Fenster trat: ich will ihn genießen und mich heute einmal recht an den Schönheiten der Natur erquicken. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, aber er eilte, sobald er diesen Gedanken gefaßt hatte, als wenn er keine Minute zu verlieren hätte.

Nirgends

Nirgends fand Wallmann mehr Nahrung für seinen Geist und Herz, als wenn er sich im Freien sah, und zwischen Getreidefeldern, oder durch blumige Wiesen, oder über buschige Hügel wandelte. Er war mit jedem Gräschen vertraut, wußte jede Blume zu bestimmen, und fand in jedem Insect einen belehrenden Gesellschafter. Unter allen Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens schien ihm das Landleben die natürlichste, reizendste uud beglückendste zu gewähren. Es ist doch die einzige, rief er oft mit Sehnsucht aus, die dem Menschen erlaubt, ein wahrer Mensch zu bleiben und glücklich zu seyn! Und wie wenige wissen den beneidenswürdigen Vorzug zu schätzen, als Besitzer eines herrlichen Grundstücks, unabhängig und frei, im Schoose der Natur zu leben! — Ei-

genthü-

genthümer eines schönen Guts in einer anmuthigen Gegend zu seyn, war der Wunsch, mit dem er sich auf seinen einsamen Spaziergängen unterhielt, und eine Zeitlang angenehm täuschte. Aber wenn auch der liebliche Traum wieder verschwunden war, so blieb doch immer noch das nämliche Gefühl in ihm rege, und selbst das kleinste Gütchen, das er sein nennen dürfte, war ein Gedanke, der sein Herz erweiterte.

Der gute Wallmann mochte wohl im Ganzen nicht Unrecht haben, aber ein wenig Schwärmer war er doch. Er dichtete sich ein patriarchalisches Leben, wie es freilich in unserer gewöhnlichen Welt nicht leicht gefunden werden möchte; übrigens kann man sich denken, daß diese Dichtung ohne ein reizendes ländliches

Mädchen, das gleiche Gefühle mit ihm hegte, für seine Vorstellung sehr wenig Haltung gehabt hätte. Unrecht würde man ihm aber thun, wenn man glaubte, er habe dabei bloß auf einen ruhigen Lebensgenuß ohne Beschwerlichkeit gesehen. Wallmann war an Thätigkeit gewöhnt, denn ihr allein mußte er seinen Unterhalt verdanken. Es gehörte daher allerdings zu seinem Lieblingsplan, seine Felder selbst zu bearbeiten, und seine Bäume selbst zu warten. Nur dachte er sich diese Beschäftigung auch in der Dauer immer so anmuthig, wie sie es für den Freund des Landlebens einige Zeit zur Erholung seyn mag: aber an die Mühseligkeiten und mancherlei Hindernisse eines glücklichen Erfolgs seiner Bemühungen dachte er freilich nicht; die Sorgen, die er mit in Anschlag brachte, hatten

vielmehr etwas angenehmes für ihn, und schienen ihm gleichsam die Würze seines häuslichen Glücks zu seyn. — Lächelt nicht über den gutmüthigen Schwärmer! Wer so zu schwärmen vermag, wird sich auch in die Verhältnisse des wirklichen Lebens schmiegen Das junge Grün an den Bäumen im Frühlinge, das dem Auge so lieblich schmeichelt, dunkelt allmählig, und doch preiset der Wandrer noch im Sommer seinen erquickenden Schatten.

Diese Sehnsucht war es, die den jungen Mann beim ersten Blick aus dem Fenster so eilig bestimmte, sich mit seinen Träumereien ins Freie zu schwingen. Er ging zum Stadtthore hinaus, ohne einen andern Plan zu haben, als sich so weit von der Stadt zu entfernen, wie es die

Mög-

Möglichkeit der Rückkehr gestattete. Da es gerade Sonnabend war, so traf er überall Landleute, die vom Markte heimkehrten, oder noch auf den Feldern und Wiesen beschäftiget waren, ein angefangenes Werk zu vollenden, oder auch für die Bedürfnisse des morgenden Ruhetages zu sorgen. Er grüßte sie freundlich und unterhielt sich bald mit diesen, bald mit jenen über Gegenstände der Landwirthschaft, und horchte so gelehrig auf alles, was er vernahm, als wenn er das Gütchen schon im Handel hätte, wo er ihre Belehrungen anzuwenden gedächte. Dann nahm er Abschied von ihnen, besah sich die herrlichen Fluren, die er durchstrich, und bog von der breiteren Straße einen schmäleren Weg zwischen reichen Fruchtfeldern nach einem Dorfe ein, das sich an einen schönen bewachse-

nen Hügel lehnte. Dort wollte er eine köstliche Mahlzeit von Milch und Butterbrod halten, und bei mancher ergetzenden Betrachtung die Kühle des Abends zur Rückkehr erwarten.

Er war auf diesem Wege schon eine ziemliche Strecke fortgegangen, als er in einiger Entfernung zwei Bäuerinnen erblickte, deren eine der andern den Korb abnahm und sich auf die Schultern hing. Es war Mutter und Tochter; die letztere hatte den Korb aus der Stadt getragen, und erstere wollte nunmehr der lieben Tochter, wiewohl sie sich dagegen sperrte, die beschwerliche Last erleichtern und ihn vollends nach Hause tragen. Wallmann verdoppelte seine Schritte, sie bald zu erreichen, um mit ihnen schwatzen zu können, und auch vielleicht eine Vor-

bereitung zu seinem Abendbrode zu treffen.

Als er ihnen näher kam, redete er sie mit seiner gewöhnlichen Traulichkeit an, die ihm in die Gemüther der Landleute gar leicht Eingang verschaffte. Beide erwiederten seinen Gruß in einem gutherzigen Tone, und nun war die Bekanntschaft gemacht. Die Mutter war ein muntres und gesprächiges Weib, und die Tochter ein so hübsches und sanftes Geschöpf, als ihm noch nie vorgekommen war. Ihre Antwort war immer freundlich, doch kurz, denn gewöhnlich übernahm die Mutter, an ihrer Stelle sie fortzusetzen. Die Kleidung beider war reinlich und verrieth den ländlichen Wohlstand; allein das Mädchen schien überdieß niedlich geputzt in ihrem rothen

Mieder mit dem farbigen Halstuch, und die flatternden Bänder um Busen und Nacken gaben der ganzen Tracht einen lieblichen Reiz.

Wallmann erbaute sich an dem artigen Mädchen; es that ihm wohl, an ihrer Seite zu gehen. Vergnügt über die neue Bekanntschaft beschloß er, dort öfters zu hausen; und mancherlei dunkle Gefühle, die sich mit diesem Gedanken vermischten, schmolzen unvermerkt mit seinen romantischen Träumen zusammen. Je weiter er neben ihr fortging, desto behaglicher ward ihm die Stimmung, in der er sich fühlte. Er hörte wenig von dem Geplaudre der Mutter, und blickte oft von der Seite nach dem niedlichen Mädchen, das mehrmals die Hand über die Augen hielt, als wollte sie den Zeiger

des fernen Kirchthurms erkennen. Nach einer Weile drehte sie sich freundlich zur Mutter, und sagte leise: da kömmt er. Wallmann forschte nach dem, der kommen sollte, und sah in einiger Ferne einen jungen Bauer, der immer näher auf sie zu eilte. Vielleicht der Bruder, dachte er bei sich, und eh er sichs versah, hüpfte das Mädchen dem Kommenden freudig entgegen. Es ist ihr Verlobter, sagte die Mutter zufrieden, der wackerste Bursche im Dorfe.

Diese Nachricht war dem ehrlichen Wallmann eben so unerwartet als unangenehm, ohne daß er sich von diesen Empfindungen genaue Rechenschaft zu geben wußte. Doch entdeckte er die Ursache seines Mißvergnügens gar bald; denn das Mädchen erschien ihm nun noch

weit

weit schöner und liebenswürdiger als vorher. Wie beneidete er nicht den jungen Burschen, der ihr Herz besaß und sie nun bald in seine Hütte heimführen durfte! Ja, so ein Mädchen und ein Bauergütchen dazu! — sprach er bei sich selbst, und vernahm kein Wort mehr von dem, was die treuherzige Mutter zum Lobe ihres künftigen Schwiegersohns und ihres Töchterchens schwatzte.

So waren sie endlich an das Dorf gekommen; das liebende Paar war bereits verschwunden; und Wallmann dachte nicht mehr an das Abendbrod, was er bei ihnen verzehren wollte. Er grüßte die Frau und verließ sie. Das Dorf war ihm widrig geworden, und also beschloß er, nur durch zu gehen und nirgends einzukehren. Am Ende desselben stieß er

auf

auf einen engen Grund, in welchem ein schlängelnder Weg neben einem klaren Bache hinleitete. Gedankenvoll schlich er zwischen den Erlen am Wasser hin, und lauschte auf die spielenden Geschwader der Schmerlen, die zuweilen durch eine behende Forelle aus einander getrieben wurden. Das moorige Ufer war mit Vergißmeinnicht bedeckt: er pflückte davon und verglich es mit dem Blau des heiteren Himmels. So erwachte nach und nach sein entschlummerter Sinn für die Schönheiten der Natur wieder, und je weiter er fortging, desto reizender fand er den herrlichen Grund. Hie und da traf er noch einige Hütten, die nur von Kindern bewohnt schienen, aber bald thürmten die Felsen sich steiler empor, und nackte Brüche, von Brombeerranken umkränzt, unterbrachen das mannichfaltige

tige Gehölze, das sie auf beiden Seiten bedeckte.

Wallmann war ganz in diesen Anblick verloren und fühlte sich gleichsam fortgezogen, den Hintergrund jeder Krümmung des Thals zu erspähen, der immer wieder zu neuen Scenen sich öffnete. Endlich kam er auf einen geräumigen Platz, wo die Felsen sich etwas erweiterten, und in einiger Entfernung wieder gänzlich zu schließen schienen. Der Bach schmiegte sich an der linken Seite in einer gefälligen Rundung hin, und über die breite Fläche war ein schöner Rasenteppich gebreitet, welcher der ganzen beschränkten Landschaft einen noch lieblichern Reiz gab.

Bis itzt hatte er die Höhen umher nur

nur flüchtig bemerkt, und sich bloß mit der niederen Gegend beschäftiget, in welcher er an der hinteren Schlucht der Felsenkrümmung noch eine Mühle ordnete, um eine vollkommene Landschaft zu bilden. Endlich warf er den forschenden Blick auch oben hinauf, und wie angenehm wurde er überrascht, als er auf der hinteren Wand, welche die höhere war, eine niedrige Hütte erblickte. Sie lag äußerst malerisch da unter den hohen Bäumen, die sie umschatteten, und hinter ihr lehnte die Bergwand sich noch höher zurück. Hier eine Wohnung? rief der junge Mann mit Verwunderung aus. Welche gefühlvolle Seele hat sich diesen reizenden Abhang zum Wohnplatz erkoren? Ja, gewiß, hier muß es glückliche Menschen geben, welche die Gaben der Natur, mit eigenen Hän-

den

den gepflegt, in fröhlicher Eintracht genießen.

Er schaute vorwärts und rechts nach dem nächsten Fußsteige sich um, der ihn zur Hütte führe; denn hier theilte sich der Weg, den er gekommen, in zwei. Der eine zog sich durch die Wiese hin, und der andere bog sich an der Bergwand zwischen Bäumen hinauf. Er wählte den letztern, weil er ihn für den näheren hielt, und ging, wie es oft im menschlichen Leben geschieht, gerade den weitesten. Doch ward er, nachdem er die Hütte eine geraume Zeit aus den Augen verloren, für diesen Umweg entschädiget. Er gelangte nämlich an eine lichte Oeffnung, wo sich der Berg wieder steiler hinabzog, und erblickte nun schräg über die zwar noch höher liegende Hütte in ziem-

ziemlicher Nähe, sah sich aber durch einen Abgrund von ihr getrennt. So malerisch war ihm noch nichts vorgekommen als diese kleine Landschaft mit der einsamen Hütte, deren alterndes Strohdach ihr das Ansehen einer Einsiedelei gab. Zur Rechten schloß sich an den leimenen Backofen, dicht an derselben, ein Gemäuer von rohen über einander gelegten Steinen, das einen kleinen Baumgarten umgab und sich in der Höhe nach der andern Seite hinüber zog, wo eine sonnige Lehne des Bergs mit Reben bepflanzt war, deren ganze Übersicht zur Linken zwei hohe dicht an der Mauer stehende Nußbäume dem Auge entzogen. Einige blühende Hollundergesträuche, die über das Gartengemäuer herüberragten, unterbrachen dasselbe auf eine freundliche Art. Seitwärts und höher hinauf grup-

pirten sich schöne Waldbäume mit Büschen untermischt, und vor der Hütte war ein gemächlicher Abhang, der unten in Brüche sich lösete, welche ein geflochtener Zaun von den Sträuchern des steileren Abgrunds trennte.

Während sich Wallmann an diesem Gemälde vergnügte, trat eine wohlgewachsene junge Bäuerin aus der Hütte, und schaute lange mit vorgehaltener Hand bald abwärts ins Thal, bald über die Bergwand hinüber, an welcher sich unten der Bach hinkrümmte. Ein kleiner Knabe, dessen ganze Kleidung in einem Hemdchen und grauen Höschen bestand, kam barfuß aus der Thüre gelaufen, und rief die Mutter zum kleinen Mieckchen, das eben erwacht sei. Schleunig kehrte die Bäuerin mit dem Knaben, der sich

an ihre Schürze hing, in die Hütte zurück; und Wallmann hatte indeß von der ganzen Scene kein Auge verwendet. Nach einer Weile kam sie wieder zum Vorschein, mit dem Säugling im Arm und dem hüpfenden Knaben zur Seite. Sie schaute sogleich, wie vorhin, nach beiden Gegenden, und setzte sich dann auf eine der Bänke, die sich unter den hohen Nußbäumen befanden, dem kleinen Mädchen die Brust zu reichen. Sittsam zog sie dann wieder das Halstuch über den Busen, gleich als ahnete sie einen Lauscher im Busche, und blickte nun bald in die Ferne, bald wieder auf den geliebten Säugling, den sie dann noch inniger an sich anzudrücken schien. Aber wo bleibt denn der Vater? rief der muntere Knabe: mich hungert. Er muß ja nun kommen, sagte sie freundlich, und strich

ihm

ihm die blonden Haare aus dem Gesichte: er bringt dir auch Semmeln mit aus der Stadt. Da hüpfte der Knabe wieder muthig umher, und sah mit ihr um die Wette dahin, wo er herkommen sollte.

Der Anblick des jungen säugenden Weibes hatte den lauschenden Wallmann mit Sehnsucht erfüllt. Es war nicht Lüsternheit, die sich seiner bemächtigte: es war das erregte Bedürfniß des Herzens, sich an ein anderes anzuschließen. Er dachte sich jetzt, wie glücklich er wäre, wenn ihm ein liebendes Weib, mit einem Säugling am Busen, eben so sehnlich entgegen harrte. Das sittsame Benehmen der jungen Bäuerin, das selbst auf Wüstlinge unwiderstehlich wirkt und ihnen Achtung gebietet, hatte die innigste Theilnahme an ihrer immer sichtbarer wer-

werdenden Unruhe in ihm erweckt. Von Zeit zu Zeit erschien sie in der Thüre, oder trat vor dieselbe heraus, um den geliebten Mann zu entdecken, und endlich trocknete sie sich mit der Schürze die Augen; denn die Sonne sank immer tiefer, und er wollte noch immer nicht kommen.

Wallmann wünschte sie trösten zu können, und wußte nicht, wie er zu ihr hinüber kommen sollte; dann trug er Bedenken, sich ihr zu nähern, um nicht etwa in dem Gemüthe des Mannes Verdacht zu erregen. Endlich gewann eine theilnehmende Empfindung die Oberhand, und als sie abermals vor die Thüre trat, und dabei die gefaltenen Hände empor hob, rief er ihr auf eine bittende Weise zu, ihn doch zurecht zu weisen, und ihn,

wo

wo möglich, mit etwas Brod und Milch zu erquicken.

Das gute Weib schien anfangs verwundert, so spät noch Jemanden in ihrer Nähe zu sehen, und schwieg einen Augenblick; dann wies sie ihn weiter hinauf, wo er oben herum gehen könne. Die Schlucht, die zwischen den beiden Bergen war, verlief sich allmählig, und Wallmann kam nach einer Weile zur Hütte, wo das Brod neben einem reinlichen Gefäße mit Milch schon bereit lag. Er grüßte die Frau, die ihn höflich in die Stube nöthigte, und bat sie, ihm die Milch und das Brod unter den Nußbaum zu bringen. Hierauf schaute sie wieder traulich hinab in das Thal, und Wallmann bemerkte, daß man von diesem Platze ziemlich weit in das Thal bis

auf den Weg hinter dem Dorfe sehen konnte. Er ergriff die Gelegenheit, sie nun zu fragen, wonach sie sich umsähe. Da stürzten ihr auf einmal die Thränen aus den Augen, und schluchzend antwortete sie ihm: nach meinem Manne. Jetzt erzählte sie ihm, daß er ein Zimmermann, und drei Stunden von da, hinter der Stadt, auf Arbeit bei einem Kirchenbau sei; daß er die ganze Woche dort bleibe und nur des Sonnabends nach Hause komme. Nun so wird er auch kommen, sprach Wallmann: der Weg ist weit, und warm ist es auch; vielleicht hat er später Feierabend gemacht als sonst. Sie schüttelte mit dem Kopfe und meinte, sie glaube das nicht; denn weil er die ganze Woche nicht bei ihr sei: so komme er gewöhnlich beizeiten, und sehe dann nach seinen Bäumen und Reben,

ben, und wie indessen die Bohnen und Gurken gewachsen. Ach! wenn er nur kein Unglück genommen! seufzte sie weinend: sie bauen eben das Dach. Dieß suchte zwar Wallmann ihr auszureden, doch ward ihm bei der sanften bänglichen Frau nun selbst nicht wohl zu Muthe. Ja, Pfingsten war es ein Jahr, versetzte sie drauf, da fiel auch einer von dem Gerüste, auf welchem er stand. Ich bete wohl täglich, daß Gott ihn beschütze, und doch — ich kann nicht dafür, daß mir's zuweilen enger um's Herz wird. Und heute vollends, da er so lang' bleibt. — Hier weinte sie so heftig, daß auch der muntere Knabe nun weinte.

Auf einmal erhob der Kleine ein Freudengeschrei: der Vater! der Vater! Schnell fuhr das Weib in die Höhe und

dem Manne entgegen. Da hing sie nun schweigend an seinem Halse und weinte wieder vor Freude, indeß der Knabe auf einem Beine herumhüpfte und dem Vater die Taschen befühlte.

Aber, wo bleibst du so lange, du böser Gottlob? sagte sie endlich, und sah ihm nickend unter die Augen. Der Meister ließ uns nicht weg, erwiederte er lächelnd, denn das Dach sollte noch fertig werden. Nun, Gott sei Dank! versetzte sie drauf: nun kann ich doch ruhiger seyn! Das war ein trauriger Feierabend für mich! Ich dachte, es wäre dir gar ein Unglück begegnet. Aber nun komm und iß — und hiermit nahm sie ihm ein Päcktchen vom Rücken, und trug es ins Haus, indeß er ein Weilchen mit Wallmann schwatzte, und dem Klei-

nen

nen die sehnlich erwarteten Semmeln reichte.

Ich hätte wohl zeitiger kommen können, sprach er zu Wallmann, aber ich hatte noch ein Stückchen Arbeit für die Pfarrfrau fertig zu machen, woran ich seit etlichen Tagen zum Feierabend geschnitzelt; sonst hätt' ich eben das Geld nicht bekommen, was ich doch brauchte, um meiner Rose ein Halstuch zu kaufen, das ich ihr morgen früh, eh sie erwacht, auf's Bette legen will; denn morgen sind es nun vier Jahre, daß wir getraut sind. Vom lieben Arbeitslohne läßt sich's nicht zwingen: das theilt sich wohl so schon ein; und was wir erübrigen können, gehört für den Winter, wo die Arbeit ungewiß ist.

Indem

Indem kam Rose wieder heraus, und klopfte ihn auf die Backen. Du hast zu viel auf morgen gebracht, sprach sie freundlich: nun ich brate dirs morgen, und gebe dir mit, was übrig ist; gebraten hält es sich länger. Daraus wird nichts, versetzte Gottlob; ich trage es nicht wieder zurück, es ist an einem Male genug. Du hast einen Mitesser und brauchst es mehr noch als ich. Nun das wollen wir übermorgen schon sehen, erwiederte sie lächelnd darauf: aber so komm doch herein, und sieh erst die Kleine, ob sie magrer geworden. Die frische Milch steht auch auf dem Tische. Bringe sie mir heraus, liebe Rose, sagte Gottlob, ich will heute einmal im Freien essen. Und nun ging er hinein, das schlafende Mädchen zu sehen und sichs bequemer zu machen.

Rose brachte die Milch und sagte zu Wallmann: Er kann nun auch ein Stückchen Eierkuchen bekommen, denn heute gehts hoch zu bei uns, aber morgen noch höher: da hab' ich ein Leibgericht für meinen Gottlob bereit: es ist unser Hochzeittag. Sag' er ihm aber ja nichts davon! Wallmann dankte für den Eierkuchen und versprach zu schweigen. Es war ihm so wohl bei diesen Leuten, daß er nicht wieder von ihnen wegkommen konnte. Der Zimmermann setzte sich endlich zu seiner Milch, und drohete Rosen freundlich mit dem Finger, als sie ihm drauf den Eierkuchen brachte. Das sparst du dir ab, sprach er ernstlich, aber nun komm auch her und hilf ihn essen. Dieß that sie und sagte, ob er an der Kleinen gesehen, daß ihr etwas abginge. So zart entwickelte sich ihre gegenseitige

Liebe vor Wallmann, doch minder in Worten, als im wirklichen Handeln.

Ihr wohnt da so herrlich, sagte Wallmann, wie kömmt es, daß ihr die Arbeit so weit suchet? Mir scheint es, als würdet ihr euch auf eurem Grundstück reichlicher nähren, und könntet dabei noch immer in der Nähe auf Arbeit gehen. Für mich wär' es gerade die größte Freude, auf meinem Grundstück zu leben und das zu erbauen, was ich für mich und die Meinigen brauchte. — Denkt denn der Herr, erwiederte Gottlob lächelnd, ich würde von Frau und Kindern mich trennen, wenn ich nicht müßte? Mein kleines Grundstück ernährt in der Trockenheit kaum eine Kuh. Ja, wenn einmal der Frost nicht schadet, da giebt es wohl etwas Wein und Obst, und ist es

dann

dann naß genug, so gerathen auch die Kartoffeln. Aber dießmal hab' ich die Arbeit mit meiner Rose umsonst gethan; Wein und Obst sind erfroren, und die Kartoffeln werden auch nicht sonderlich scheffeln, wenn nicht die Witterung bald sich ändert. Dann fällt auch das Schweinchen weg, was wir uns gewöhnlich zum Weihnachten mästen, und wenn uns das fehlt, so kann er's glauben, wir fühlen es lange. Ach! glaub' er es nur, es ist ein mühsames Ding um den Landbau. Ja, manche Jahre, da geht es wohl. Wer aber nichts übrig hat auf schlechtere Jahre, und dennoch Steuern und Gaben entrichten muß, der hat doch immer einen sauern Bissen Brod. Ganz anders ist es mit großen Gütern, die keine Lasten haben, da trägt ein Jahr das andere, und da wird der

Gutsherr ein schlechtes nur am Überschuß inne; denn er bekömmt doch wenigstens, was er braucht. Wer aber nur ein mageres Stückchen Erde besitzt und davon leben soll, der sitzet gewiß in keinem Rosengarten: da hat doch ein Handwerk dagegen immer einen güldenen Boden.

Aber warum lebet ihr da nicht lieber in der Stadt? versetzte Wallmann. Dann brauchet ihr nicht so weit auf Arbeit zu gehen, und hättet auch der Arbeit wohl mehr. — Ja, Herr, das ist eine andere Frage; ich bin einmal auf dem Lande zu leben gewohnt und meine Rose dazu. Wir würden uns in der Stadt nicht besser befinden. Dieses Häuschen hat mein Vater gebaut; wir wohnen doch frei, und was uns an Arbeit entgeht, das ersetzt uns die Kuh,

die

die wir halten können; und gute Jahre werfen auch sonst noch etwas ab. Es hilft dann eines zum andern. Auch könnt' ich nunmehro ein eignes Stückchen Erde nicht missen, da ich von Kindheit an daran gewöhnt bin; mein bischen Weinberg und Feld ist mir ein Zeitvertreib, wenn ich des Abends nach Hause komme, oder gar nicht auf Arbeit gehe. Das meiste bestellt meine Rose; und hab' ich wohl gar eine Weile mein Gärtchen nicht sehen können, dann freue ich mich immer, wenn ich es wieder sehe, und das und jenes gewachsen finde. Da zähl' ich Aepfel und Birnen, welche verschont geblieben, und betrachte die Pflanzen, oder klettere im Weinberge herum. Das alles ist einmal mein; es hat meinem Vater gehört; ich bin hier geboren, und jeder Fleck ist mir lieb.

Wall-

Wallmann entdeckte ihm nun, wie auch sein inniger Wunsch es sei, auf dem Lande zu leben und etwas eignes zu haben. Ja, ja, erwiederte Gottlob, das giebt doch Veränderung; aber ihr Stadtleute, ihr ziehet aufs Land, oder auf einen Weinberg, und sehet höchstens denen nur zu, die für euch arbeiten. Oder wenn ihr euch nun ja mit dem oder jenem beschäftiget, so ists nur ein Spielwerk, und dann glaubt ihr wohl gar, daß der Bauer, welcher Jahr aus Jahr ein, bei der rauhesten Witterung, alle seine Kräfte aufbieten muß, der Erde seine Bedürfnisse abzugewinnen, alles das nur singend und tanzend verrichte. Ja, wenn er nur zwischen reifenden Kornfeldern oder auf blumigen Wiesen, und unter blühenden, oder von Früchten strotzenden Bäumen einher gehen könnte,

wie-

wie etwa zuweilen des Sonntags, da wär' es freilich ein hübsches Ding um das Landleben, und wenn er nur zuzusehen brauchte, wie das Getreide gemähet oder in Garben gebunden wird. Aber fragt nur den Pflüger und Mäher, ob er alles so lustig findet, wie die vornehmen Leute, wenn sie einmal aus der Stadt kommen und etwa ein Erntefest sehen, oder sich an einer Heuernte vergnügen. An das Dreschen und Mistfahren und an andere beschwerliche Arbeiten denken sie freilich nicht. Der Unterschied zwischen den reichen und armen Landbewohnern gemahnet mich gerade wie eine Wasserfahrt Es ist ganz hübsch, sich so im Kahne schaukeln zu lassen, aber es ist auch ein saurer Bissen Brod, mit an die Brust gestemmtem Ruder stromauf zu arbeiten. Sie fahren alle beide, der

darin sitzt und der Schiffer: es ist aber freilich ein Unterschied zwischen dem Fahren.

Dieses Gespräch hatte den schwärmerischen Wallmann ganz ernsthaft gemacht. Er führte sich das, was der Zimmermann sagte, in Gedanken noch kräftiger aus, und mußte sich selbst gestehen, daß er das Landleben nur von der reizenden Seite betrachtet habe, wie es der Wohlhabende, wenn er Sinn dafür hat, zu genießen vermag, der die Mühseligkeiten davon dem Aermern um Lohn überläßt. Es war ihm auf einmal, als wenn er aus einem Traume erwachte. Nun bemerkte er auch, daß es schon zu dämmern begann, und er hatte noch weit bis zur Stadt. Er dankte für die Bewirthung, legte ein Stückchen Geld auf

den Tisch und nahm Abschied von den guten Leuten, die er um Erlaubniß bat, sie des Sonntags einmal zu besuchen. Der Zimmermann ging noch eine Strecke mit ihm den Berg hinab, und bald sah sich Wallmann wieder in dem romantischen Thale, das ihn so angenehm überrascht hatte. Hier nahm die Dämmerung zu, aber es währte nicht lange, so erschien der willkommene Mond, der ihm leuchtete und ihn zu sanften Empfindungen stimmte.

Welch ein glückliches Paar! rief Wallmann mit bewegtem Herzen aus. Noch nie sah ich so wahre Aeußerungen einer gegenseitigen Liebe. Diesen guten Leuten ist die Sprache zu arm für ihre Gefühle: ihre Worte gleichen bloß den kalten untergelegten Reimen einer

war-

warmen empfindungsvollen Musik. Wie oft verhüllet dagegen der Reichthum der gebildeten Sprache die Armuth des Herzens, bis sie beim wirklichen Handeln in ihrer Blöße erscheint. Hier sieht man keine Anstrengung von Leidenschaft, keinen Zug von Empfindelei: es ist die reine lautere Wahrheit. Es scheint alles so gewöhnlich, und ist doch alles so edel und ächt. Der Gatte trennt sich von der geliebten Gattin; er muß es, weil seine Pflicht es verlangt. Das Weib ergiebt sich darein und harret bei sparsamer Kost, mit dem Säugling am Busen, voll Sehnsucht der Rückkehr des Mannes, der sich das Vergnügen des Wiedersehens auf einige Stunden länger versagt, und noch die Feier von seiner beschwerlichen Wochenarbeit zu einem Erwerbe benützt, um seiner Gattin eine

Freude

LB Coburg

Freude machen zu können, indeß sie bei steigender Angst, von weitem schon mit den Augen ihn zu erlauern sucht, und über den bloßen Gedanken eines möglichen Unglücks in Thränen zerfließt: Und dann das ungekünstelte Gefühl beim Wiedersehen! die wechselseitigen zärtlichen Vorwürfe in schmucklosem Ausdruck! das süße Geheimniß, einander morgen, zur fünften Feier des Hochzeittages, ein jedes nach seiner Art und seinen Kräften, mit einem Vergnügen zu überraschen! — Wallmann vertiefte sich ganz in diesen Betrachtungen; denn sein eigenes Herz war dabei im Spiele. Er wäre gern bei seiner Heimkunft so glücklich gewesen als Gottlob. War es ihm zu verdenken, daß er diesen Empfindungen nachhing? — Bisher hatte er sich das wahre Glück des Lebens nur mit dem Landbau vereinigt

gedacht; doch Gottlob hatte diese schwärmerische Vorstellung aus ihm völlig verscheucht. Er fühlte jetzt, daß er auch in seiner bisherigen Lage mit einem liebevollen Weibe glücklich seyn könnte. Hat doch, sprach er bei sich selbst, Gottlob auch ein anderes Gewerbe, und muß sich oft wochenlang von Weib und Kindern und seinem Gütchen entfernen! Und doch ist er glücklicher, als mancher Besitzer von Rittergütern. Er wohnt auf dem Lande und verläßt seine Hütte, um seinen Beruf zu treiben. Mich fesselt die Stadt für den meinigen; aber kann ich nicht zur Erholung mit Weib und Kindern aufs Land? — Und schonet Wirthschaftlichkeit den Ertrag des redlichen Fleißes, dann schenket der Segen des Himmels vielleicht ein eigenes Gärtchen, das, sei es auch klein nur, ein lie-

des Eigenthum wird, wo alles von unsern Händen gepflanzt, uns köstlicher dünkt, und unsere Kinder sich an den Genuß der Natur gewöhnen, die ihre reinen Gefühle bewahrt.

Diese lieblichen Plane verkürzten Wallmann den Heimweg. Die Schwärmerei war vorüber. Schon dachte er sich die Erfüllung seines vernünftigen Wunsches als wirklich, weil sie so nah an Wirklichkeit grenzte Auch sah er das Gärtchen schon in dem milden Schimmer des Mondes und ein geliebtes Weib in der Laube mit dem Säugling am Busen. Freilich war alles noch Traum, aber ein Traum, von jener Täuschung der schwärmenden Einbildung gänzlich verschieden. Ungern erwachte er nun an seiner Thü-

re davon, und lächelte ruhig über die Stimmung, in welcher er seine einsa- me Wohnung verlassen hatte.

Die ästhetische Wirkung.

Die ästhetische Wirkung.

Erste Scene

in der Wohnung des Doctor Hollmann.

Kammerath Molling.

Guten Morgen! guten Morgen, lieber Hollmann! Sie müssen heute Mittags mit mir essen, um — was dächten Sie wohl? — bei mir zu sehen —

Doctor Hollmann. Ist etwa Ihr Herr Bruder endlich einmal angelangt?

K. Mol-

K. Molling. Nein, lieber Doctor, aber — sein David, mein David ist da.

D. Hollmann. Wie versteh' ich das? — Ich wußte nicht —

K. Molling. Haben Sie denn schon vergessen, daß er mir ein Gemälde von David in meine Sammlung versprochen?

D. Hollmann. Ja so! Daran dacht' ich nicht. — Nun, nach allem dem, was Ihr Herr Bruder davon geschrieben, bin ich sehr neugierig —

K. Molling. Lieber Herzens-Doctor, Sie werden erstaunen, wenn Sie es sehen. Es wird die Zierde meiner Sammlung. Was soll der alte Herrmann sich wundern, der die fran-

zösische

zösische Schule nicht ausstehen kann! — Aber davon ist auch keine Spur darin zu sehen. Alles edel und wahr, alles ächt antik!

D. Hollmann. Da werden Sie uns heute ein wahres Fest geben. — Was stellt es vor?

K. Molling. Was es vorstellt? — Ja, die Vorstellung! die macht mir eben das meiste Vergnügen! Sie ist ganz neu, meines Wissens noch nie gemalt.

D. Hollmann. Aecht antik? Also wohl eine schöne Heroide von Rom oder Griechenland?

K. Molling. Griechisch! und ächt griechisch! aus der ältesten Zeit! — Paris und Helena!

D. Hollmann. Also so etwas? — Ich erwartete irgend einen schönen Zug von Vaterlandsliebe, Edelmuth oder Tapferkeit —

K. Molling. Diese geben ja nicht den einzigen Stoff zu wahrer Kunst-Schönheit. David hat sich eine Aufgabe gewählt, die gewiß eine der schwierigsten ist, und — die er glücklich gelöset hat.

D. Hollmann. Sie meinen vermuthlich die Darstellung der eigenthümlichen Schönheiten beider Geschlechter.

K. Molling. Und zwar in zwei Personen, die für die schönsten in ganz Griechenland galten! — Aber das ist kaum die Hälfte der Aufgabe.

D. Hollmann. So machen Sie mich

mich doch auch mit der andern Hälfte bekannt: ich werde dann um so richtiger darüber urtheilen können, wenn ich das Bild selbst sehen werde.

K. Molling. Das will ich, Freund; und Sie werden finden, daß die Wahl des Gegenstandes nicht glücklicher seyn konnte. Denken Sie sich den schönsten jungen Mann und das schönste junge Weib in Griechenland; in beiden die Leidenschaft der Liebe aufs höchste gestiegen! Helena ruht auf ihrem Lager, als schmiegte sie sich an das geliebte Bild ihrer Phantasie mit innigster Wollust an. In diesem Augenblick überrascht sie Paris, und sitzt oder liegt beinahe halb auf dem untern Theile ihres Lagers, die eine ihrer Hände in den seinigen haltend. In dem Gesichte des schönen Weibes

herrscht

herrscht die Unruhe der Leidenschaft mit einiger Besorgniß gemischt; aber ihr feuchtes auf ihn geheftetes Auge erwiedert die Sehnsucht der Zärtlichkeit, die beide bestürmt. Paris sehnsuchtsvoller Blick scheint sie zu bitten, das leichte Gewand, durch welches man die ganze Form des untern Theils ihres schönen Körpers erblickt, vollends hinwegziehen zu dürfen; Helena faßt es nur noch mit zwei Fingern, die bereit scheinen, es sich entschlüpfen zu lassen. Dieser schwache scheinbare Widerstand, verbunden mit dem ganzen Ausdruck ihres Gesichts und der ruhigen verführerischen Lage, die sie nicht verändern zu wollen scheint — alles verkündiget die volle Erlaubniß dazu. Noch ein Augenblick, und die bisherige Scene —

D. Holl.

D. Hollmann. Nun, das muß wirklich ein reizendes Bild der Verführung seyn. Es scheint einen sehr tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben.

K. Molling. Scherzen Sie immerhin. Es ist wahr, ich bin ein alter Kerl, aber —

D. Hollmann. Sie haben doch schon an einen grün seidenen Vorhang gedacht?

K. Molling. Dann wär' es erst das, wie sie es nannten. Aber so ist es nur ein herrliches Gemälde, in welchem man die Darstellung reizender Formen, den Ausdruck der Leidenschaft, Natur und Wahrheit, edlen Styl und schönes Colorit bewundert.

Ein Bedienter (tritt herein.) Herr

Assessor

Assessor Lommer überschickt dieses Buch nebst einem Briefchen, und läßt um den zweiten Theil bitten.

(Der Doctor lieset, und holt hierauf den zweiten Theil, während welcher Zeit der Kammerrath den ersten durchblättert.)

K. Molling. Ja, das ist so etwas für den Herrn Assessor Lommer! — Komödien und Romänchen, das ist so seine Sache.

D. Hollmann. Doch mit Auswahl. Lommer hat gewiß einen richtigen Geschmack. Er betrachtet Schriften dieser Art wie Kunstwerke.

K. Molling. Wozu doch diese Bagatellen nicht etwa gehören sollen? — Der Verfasser scheint sich wirklich gefühlt zu haben, als er seinen Geburten diesen Namen gegeben.

D. Holl-

D. Hollmann. Dießmal möchte der Name, den ich jedoch in anderer Rücksicht nicht billige, Sie wohl ein wenig täuschen. Das Werkchen enthält wirklich einige vortrefliche Aufsätze.

K. Molling. Meine Lectüre sind dergleichen Sachen nicht. Ich habe mich oft gewundert, wie Sie auf solche Bücher so viel wenden können. Freund, Freund, Sie könnten wirklich eine hübsche Tapete von guten Bildern dafür haben.

D. Hollmann. Und so hab' ich eine ganze Gallerie.

K. Molling. Von Schattenbildern, ohne Zeichnung, ohne Colorit, ohne Haltung, ohne Ausdruck.

D. Hollmann. Vergeben Sie! Dergleichen

Dergleichen möchten Sie in meiner Sammlung nicht viele finden.

K. Molling. O da ist wohl kein großer Unterschied zu machen; und vielleicht sind die besten noch die schlimmsten.

D. Hollmann. Wie meinen Sie das?

K. Molling. Ich halte alle diese Bücher für schädlich, und also desto schlimmer, je besser sie geschrieben sind.

Dieß bedarf denn einer nähern Bestimmung, wenn ich Ihr Urtheil soll gelten lassen. Schriften, welche der Sinnlichkeit schmeicheln — die eben keiner Aufmunterung bedarf, — und welche der Moralität überhaupt schaden, sind freilich desto gefährlicher, je besser sie ge-

schrieben sind. Hierin bin ich mit Ihnen vollkommen einverstanden. Aber Schriften, welche bestimmt sind, Moralität zu verbreiten und der Sinnlichkeit eine gute Richtung zu geben, finden auch desto leichtern Eingang in das menschliche Herz, wenn der Vortrag angenehm und hinreißend ist.

K. Molling. Durch Romane und dergleichen Schriften möchte wohl die Moralität der Menschen nicht sehr befördert werden.

D. Hollmann. Und doch! — Ist nur ein Mensch edler Eindrücke fähig, so kann die Darstellung eines vortreflichen Charakters, die Schilderung einer edlen Handlung, ein Gemälde glücklicher Verhältnisse, die aus Beobachtung guter Grundsätze, aus Besiegung der

Leiden-

Leidenschaften, aus richtiger Erkenntniß des wahren Glücks entspringen, auf unverdorbene und fühlende Gemüther einen sehr wohlthätigen Einfluß haben, zumal wenn ein Meister der Kunst, ein Kenner des menschlichen Herzens, ein Mann von Weltkenntniß den Pinsel geführt hat.

K. Molling. Lieber Doctor! Das ist Alfanzerei! Sie haben doch nicht selbst dergleichen Bücher geschrieben, daß Sie solche Lesereien in Schutz nehmen? — Oder wollen Sie etwa Lommern das Wort bei mir reden?

D. Hollmann, Wie so?

K. Molling. Sollten Sie nicht wissen, daß ich ihm das Haus verboten habe?

D. Hollmann. Ich weiß wohl etwas davon —

K. Molling. Der Narr hatte sich in meine Tochter verliebt, und das Mädchen war schon ganz empfindsam gegen ihn geworden. Die verdammten Bücher, die er ihr immer brachte, hatten ihr beinahe schon das Köpfchen verrückt.

D. Hollmann. Die Bücher mögen wohl die wenigste Schuld daran haben. Aber die Sache selbst nimmt mich weiter nicht Wunder. Ihre Demoiselle Tochter muß jeden jungen Mann bezaubern, und Lommer — nennen Sie mir einen jungen Mann, den Sie, in Rücksicht auf Talente, Liebenswürdigkeit und sittliches Betragen, mit ihm vergleichen können!

K. Molling. Ja, das ist alles ganz gut — und es thut mir leid, daß er meinen David nicht sehen kann, denn es hat Niemand so ein richtiges Kunstgefühl wie er; Sie selbst nicht ausgenommen, lieber Doctor! — Aber was sollte endlich draus werden? Meine Tochter hätte ich ihm nimmermehr gegeben.

D. Hollmann. Und warum nicht?

K. Molling. Warum nicht? — Und das können Sie noch fragen? — Lommer hat nichts, ist erst Assessor, und wenn er auch einmal einrückt, so hat er immer noch kaum für sich genug.

D. Hollmann. Desto mehr besitzen Sie, um Ihr einziges Kind zu unterstützen und glücklich zu machen.

K. Mol-

K. Molling. Das kann sie auch werden, ohne Romanenglück. Oder soll ich einer jugendlichen Thorheit wegen mein Vergnügen aufgeben? Nein, daraus wird nichts. Nehmen Sie nur, was ich schon für schöne Bilder habe. Es wäre Schade, wenn nichts Ganzes daraus würde! Nein, nein! in acht bis zehn Jahren muß ich das schönste Privat-Cabinet in Deutschland haben.

D. Hollmann. Was Ihnen lange nicht so viel Freude machen würde, als die Gemälde häuslichen Glücks, die sie hervorbringen könnten, wenn Sie einer vernünftigen Neigung ihrer Tochter Gehör gäben.

K. Molling. Doctor! Doctor! hätt' ich doch nicht geglaubt, daß Sie von den Empfindeleien Ihrer Bücher so

sehr angesteckt wären! Wenn ich nicht sonst so große Achtung für Sie hätte — Aber das bitt' ich mir zur Freundschaft aus: keine Silbe mehr von Lommer.

D. Hollmann. Wie Sie wollen! — Allein, da Sie so sehr wider alle unterhaltende Schriften ohne Unterschied eingenommen sind, und da Sie diese für so verderblich und verführerisch halten, so sagen Sie mir doch ums Himmels willen, wie Sie ein Gemälde wie Ihren David, dessen Gegenstand Sie selbst so sehr erwärmt hat, vor den Augen Ihrer Tochter aufhängen können.

K. Molling. Vor den Augen meiner Tochter! Nun, was hat denn das zu bedeuten? Es ist ja nur ein Bild.

D. Hollmann. Freilich nur ein

Bild, aber ein Bild der Verführung, und noch dazu ein Meisterstück.

K. Molling. Mit einem Bilde ist es ganz etwas anders als mit einem Buche.

D. Hollmann. Jedes hat seine eigenthümliche Wirkungsart, die ich hier nicht auseinander setzen will. Ihr Bild würde vor einem schönen poetischen Gemälde dieses Gegenstandes nicht viel voraus haben. Als Kunstwerke würden sie beide schön seyn; ob schädlich oder nützlich, das ist freilich eine andere Frage. — Aber gesetzt auch, ich räumte Ihnen die größere Schädlichkeit eines solchen poetischen Gemäldes ein, so trifft ja drum dieses Urtheil nicht auch sittliche Gemälde und angenehme Darstellungen, welche Frohsinn und Vergnügen erregen.

K. Mol-

K. Molling. Freund! Freund die sind oft noch schlimmer. Was üppige Gemälde auf einmal gewiß nicht vollbringen, bewirken diese nach und nach, und desto sicherer. Gehen Sie mir mit Ihren Schwärmereien und Empfindeleien!

D. Hollmann. Von solchen bin ich selbst kein Freund. Aber hier sind, zum Beispiel, diese Bagatellen. Würden Sie wohl glauben, daß sie eine Erzählung enthalten, die nicht nur ein so schönes Kunstwerk ist, daß sie ihren David wohl aufwiegen dürfte, als auch zugleich ein sehr sittliches Gemälde, das Sie ungemein interessiren würde? —

K. Molling. Meinen David aufwiegen! Hahaha! Machen Sie mich nicht zu lachen.

D. Hollmann. Und dem Sie überdieß unendlich viel zu danken haben!

K. Molling. Ei, ei! Das kömmt ja immer besser. Wie denn so?

D. Hollmann. Lesen Sie diesen Brief.

K. Molling. Von Lommer? — Nun, das bekömmt ja wahrhaftig ein recht romanhaftes Ansehen.

(Er liest.)

„Wie soll ich Ihnen für die Mittheilung des hier zurückfolgenden Buchs genug danken, mein würdiger Freund! Antonie ist ein Meisterstück, ein vollendetes schönes Kunstwerk. Aber für mich hat es noch einen ungleich größern Werth; denn es hat den Entwurf zu einem Verbrechen in mir zernichtet.“

 „Es

„Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, vortrefflicher Mann, daß mein Herz schon seit geraumer Zeit an der liebenswürdigen Tochter des Kammeraths Molling hing, und daß ich nicht ohne Hoffnung liebte. Ich mußte vermuthen, daß ihr Vater unsern beiderseitigen Wünschen nicht entgegen seyn würde, weil er mir immer freundschaftlich begegnete: aber diese Vermuthung war ein lieblicher Irrthum. Vor einigen Tagen sagte mir der Kammerrath, ich möchte sein Haus in der Zukunft vermeiden, weil meine Besuche seiner Tochter nachtheilig werden könnten, und er die Absichten, die ich vielleicht gehabt hätte, nimmermehr begünstigen würde. Urtheilen Sie von meinem Zustande, in welchen mich auf einmal dieses unerwartete Verbot setzte. Ich fand Mittel, meiner ange-

angebeteten Luise von meiner Verzweiflung Nachricht zu geben, und hatte den Trost, die stärksten und wärmsten Versicherungen ihrer unwandelbaren Liebe und Treue von ihr zu erhalten. Im Taumel der Leidenschaft beschloß ich, die Zärtlichkeit meiner Luise zu bestürmen, und sie auf eine Art zu benützen, die ihren Vater zur Einwilligung in unsere Verbindung wohl bestimmen müßte; und schon war auf morgen eine Zusammenkunft verabredet, von der freilich Luise nicht ahnen konnte, wie gefährlich sie ihr werden dürfte. Ich scheute zwar die Reinheit ihres Herzens und die Liebe zu ihrem Vater; aber was durfte ich nicht in dieser verzweiflungsvollen Lage von der Wärme ihrer Zärtlichkeit gegen mich hoffen! In diesem unruhigen Gemüthszustande warf ich mich auf den

Sopha, und ergriff die Bagatellen von Anton-Wall, um mich ein wenig zu zerstreuen. Ich blätterte darin und traf auf Antonie. Der Anfang der Erzählung paßte ohngefähr zu meiner Lage und Stimmung. So wird Luise gezwungen werden, rief ich aus, und unglücklich seyn, sie, die mit dir ein glückliches Weib geworden wäre. Die Erzählung zog mich immer lebhafter an; sie traf mein Herz. Aber wie bewegt ward ich über den Edelmuth des Rittmeisters und über die Entwickelung der Geschichte. Bei Gott! das war edel, rief ich aus, und schämte mich vor mir selbst, daß ich im Begriff war, eine so unedle Handlung zu begehen. Nein! rief ich aus; lieber will ich unglücklich seyn, als Luisen durch Verführung ertrotzen. Meine Leidenschaft hat mich

verblendet: aber edel handeln kann ich auch.“

„Und das will ich von nun an, mein vortreflicher Freund. Ich will alles aufbieten, um Luisen zu vermögen, ihre Liebe zu mir der Pflicht gegen ihren Vater aufzuopfern. — Verachteten Sie mich wegen des unbesonnenen Schritts, den ich zu thun im Begriff war, so hoffe ich, Sie werden mich um meiner Reue willen Ihrer fernern Freundschaft nicht unwerth halten.“

K. Molling. Das ist ein sauberes Stückchen! Warte du Donnermädel! Dich ohne meinen Willen zu verlieben! — Hab' ich nun nicht recht? Ist das nicht ein vollkommener Roman?

D. Hollmann. O dergleichen werden auch ohne Bücher gespielt! — Aber was meinen Sie zu Lommers Sinnesänderung? Ohne dieses Büchlein wären Sie vielleicht ein unglücklicher Vater geworden. Stehen Sie noch an, ihm einigen Werth beizumessen?

K. Molling. Hm! hm! — Das ist — Ich — Darf ich das Büchelchen zu mir stecken?

D. Hollmann. Aber bei Verlust meiner Freundschaft, wenn Sie sich gegen Luisen oder Lommer das geringste merken lassen! — Sie haben nicht das mindeste zu fürchten. Ich kenne Lommern, wie mich selbst.

K. Molling. Da haben Sie meine Hand drauf! — Hm! hm! hm! —

Das Ding wirbelt mir gewaltig im Kopfe herum. — Nun — ich muß fort. Sie kommen also doch?

D. Hollmann. Wenn Sie es so haben wollen.

K. Molling (eilig.) Also auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!

Zweite

Zweite Scene

In der Wohnung des Kammeraths Molling.

K. Molling (allein.)

Nun müssen sie doch kommen? — Ich kann es kaum erwarten.

(Er rückt beständig an dem Bilde hin und her um es ins beste Licht zu stellen.)

D. Hollmann (tritt herein.) Sie haben befohlen —

K. Molling. Gebeten! gebeten! Seyn Sie willkommen! (Er nimmt ihn bei der Hand und führt ihn zum Gemälde.) Nun, da sehen Sie!

D. Hollmann. Schön! In der That sehr reizend! Und mit welcher Wärme gemalt!

K. Mol-

K. Molling. Und wie edel gezeichnet! Und die Leidenschaften so wahr und so vortrefflich dargestellt!

D. Hollmann. Alles wahr, aber freilich — wir sind itzt noch allein, lieber Freund — aber freilich — wie ich gesagt habe — ein schönes Bild der Verführung.

K. Molling. Wenn Sie es durchaus darin sehen wollen! — Nun gut. Aber doch ein schönes Gemälde.

D. Hollmann. Ei dagegen habe ich nicht das geringste einzuwenden; und ich bin auch nicht so streng, als Sie glauben.

K. Molling. Aber weil ich Ihre Bücher angriff, wollten Sie es meinem David entgelten lassen, nicht wahr? —

Nun,

Nun, wir wollen einander beide nachgeben —

D. Hollmann. Und alles vergessen, wovon wir heute gesprochen haben. Sie halten doch Ihr Wort?

K. Molling. Besorgen Sie nichts übels! Wenn ich mein Wort einmal gebe. —

D. Hollmann. Das weiß ich, und Sie brauchen mir es nicht aufs neue zu versichern. Ich freue mich, daß ich Sie so heiter, so vergnügt finde. Das Bild — das Bild —

K. Molling. Macht mir allerdings Freude. Mit Herrmann will ich meinen Spaß haben, und es für das Werk eines Italieners ausgeben. Ich weiß nicht, wo er bleibt. Sie werden

auch noch Jemanden sehen, den Sie — Sieh da! Herr Rath! Eben sprachen wir, daß Sie so lange blieben.

Rath Herrmann. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich zu spät komme.

K. Molling. Nicht zu spät; aber gute Freunde können nie zu früh kommen. — Hier sollen Sie etwas sehen, Freund! Etwas neues aus Rom! Stellen Sie sich hierher!

D. Hollmann. Ist es nicht ein reizendes Bild?

R. Herrmann. Schön! wirklich schön! — Von welchem Meister?

K. Molling. Von einem neuern Meister, der großes Aufsehn erregt. Er heißt Minucci.

R. Herrmann. O vortreflich! Seit langer Zeit hab' ich kein so schönes Bild gesehen! — Ganz der reine edle Styl dieser Schule! — Und so schön colorirt! — Wahrhaftig, das wird eine Zierde Ihrer Sammlung.

K. Molling. Gefangen! gefangen! Sehen Sie, Freund, was Vorurtheile thun. Das hat ein Franzose gemalt! Es ist von David.

R. Herrmann. Von David? — Nun gut, so hat er sich wenigstens nach der italienischen Schule gebildet. Gehört doch Poussin eigentlich auch nicht zur französischen Schule, wenn er gleich ein Franzose war.

K. Molling. Nein, nein, lieber Rath! Sie müssen widerrufen!

R. Herrmann. Das werd' ich nie. — Und in der That, je länger ich das Bild betrachte, je mehr finde ich nun auch den Franzosen. Aber gemäßigt, sehr gemäßigt! Zwar italienische Schule; aber der Franzose gukt überall durch.

K. Molling. Ha ha ha! Das gilt nun nichts. Sie sind gefangen: gestehen Sie es nur ein.

R. Herrmann. Das Bild bleibt drum immer schön; ich sage nur —

(Assessor Lommer tritt mit sichtbarer Verlegenheit herein, und D. Hollmann ist verwundert, ihn zu sehen.)

K. Molling. Willkommen, Herr Assessor! Ich habe Sie hier auf ein Kunstwerk bitten lassen — Ich weiß, Sie sind Kenner; Sie sollen entscheiden. —

A. Lommer. Das darf ich mir auf keinen Fall anmaßen.

K. Molling. He! Johann! — Wir sind nun beisammen. Ruft meine Tochter! — Nun, was sagen Sie, Herr Assessor? — Das ist der David, den ich erhalten sollte! Wie finden Sie das Bild?

A. Lommer. Vortreflich gemalt! auch sehr gut gezeichnet!

K. Molling. Der Herr Rath meint aber, der Franzose blicke doch hie und da durch.

R. Herrmann. Deswegen hab' ich aber nicht geläugnet, daß es ein sehr schönes Bild ist.

A. Lommer. Wenigstens ist der

Styl bei weitem edler und wahrer, als in allen bisherigen Werken der französischen Schule, die ich gesehen habe.

(Luise kömmt; die Herren becomplimentiren sich mit ihr; Lommer verbeugt sich bloß und wendet sich dann wieder zu dem Bilde, indeß Luise, voll Verwunderung Lommern da zu finden, sich erröthend auf die andere Seite wendet.)

K. Molling. Nun, Luischen, so komm doch auch zu uns her!

Luise. Ich hab ja das Bild schon gesehen, lieber Vater.

K. Molling. Als ob man so ein Bild nicht immer wieder sehen könnte! Nicht wahr, Herr Assessor?

A. Lommer. Was reizend und schön ist, muß immer vom neuen gefallen.

K. Mol-

K. Molling. Und zumal ein solcher Gegenstand, an dem sich zugleich ein junges Mädchen ein Beispiel nehmen kann. — Nicht wahr, lieber Doctor?

(Der Doctor sieht ihm scharf und bedeutend ins Gesicht.)

R. Herrmann. Aber eben der Gegenstand! Verräth nicht wenigstens dieser gleich den Franzosen?

K. Molling. Nicht doch! Auf dergleichen Galanterien verstehen sich auch Andere. Und die Geschichte ist ja griechisch! Paris und Helena!

R. Herrmann. Aber ob ein Anderer, als ein Franzose, die Scene so gewählt haben würde, das ist eine andere Frage.

K. Molling. Verzeihen Sie,

Herr

Herr Rath; der Künstler hat ein Bild der Verführung liefern wollen, und man muß gestehen, daß es ihm treflich gelungen ist.

D. Hollmann. (sieht den Kammerrath bedeutend an.) Ich dächte, Herr Kammerrath, Sie verschöben die weitere Auseinandersetzung bis nach Tische.

K. Molling. Gleich, gleich, lieber Doctor! Nur noch einen Augenblick Geduld! — Ich möchte nun gar zu gern auch ein hübsches Gegenstück zu diesem Bilde haben. Fällt Ihnen nicht so ein passender Gegenstand dazu ein, Herr Assessor?

A. Lommer. Wenigstens nicht sogleich.

K. Molling. Ich wüßte wohl

 einen;

einen; aber ewig Schade, daß er nicht antik ist! — Sie haben doch die Bagatellen von Anton = Wall gelesen? — Darin steht eine Geschichte, Antonie genannt, aus welcher sich die Scene in der Laube gar treflich zu einem Gegenstück schicken würde.

(Der Assessor geräth in die größte Verlegenheit, und der Doctor tritt vor Verdruß ans Fenster.)

R. Herrmann. Aber das scheint etwas sehr modernes zu seyn.

K. Molling. Freilich wohl; und drum will es allerdings nicht recht zu diesem Bilde passen. Aber Sie glauben nicht, Herr Rath, was für eine herrliche Scene das ist. Ich habe die Geschichte erst diesen Vormittag gelesen, und ich gestehe, sie erweckte ordentlich

lich das Verlangen in mir, auch groß und edel zu handeln. Die Rolle des Rittmeisters müßte ich nun wohl einem Andern überlassen; aber ein bischen Fürst seyn, dachte ich so für mich, das kannst du auch. — Komm einmal her, Luise! (Er faßt sie bei der Hand, zieht sie eilig zu Lommern hin, und legt ihre Hand mit den Worten in die seinige:) Hier, Herr Schwiegersohn! Sie sind ein edler Mann!

(Er weidet sich einen Augenblick an der Bestürzung der jungen Leute, und dann schließt er sie beide in seine Arme.) Seid glücklich; (leise.) Und hintergeht mich nie!

(zum Doctor.) Sind Sie so mit mir zufrieden, lieber Doctor?

D. Hollmann. (umarmt ihn.) Ich weiß, wer sich itzt übertroffen fühlt.

K. Molling. Das ist Freund Herrmann, der nicht eingestehen will, daß ein Franzose auch ein schönes Bild malen kann. — Aber Sie sehen ja aus, lieber Rath, als ob Sie nicht wüßten, wie sie mit uns dran sind. Ich will Ihnen ein wenig Licht darüber geben.

D. Hollmann. O lassen Sie uns doch nun zu Tische gehen! Sie können ja —

K. Molling. Nicht doch! — Sehen Sie, Herr Rath, ich dachte immer, meine Luise sollte noch eine Frau für Sie werden: aber weil Sie wider meinen David waren, habe ich sie vor Ihren Augen diesem jungen Manne gegeben. Es geschieht Ihnen schon Recht! (Alle belachen den Scherz.)

R. Herr-

R. Herrmann. Und ich wäre doch ein wahrer Paris gewesen!

K. Molling. Ja wohl! nun zu Tische, Kinder! die jungen Leutchen voran! — Heute soll ein Gläschen Hochheimer schmecken!

Druckfehler.

S. 162. Z. 7. lese man Kirchenpatron.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Wilhelm Gottlieb,

Darstellungen

Bd.: 2

(1798)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940656-6